



Sezession

Autorenporträt
Odo Marquard

Martin Lichtmesz
Paris – Chartres

Thomas Schmidt
Der große Austausch

Felix Menzel
Überfremdungsprofit

Ellen Kositza
Polyamorie

67

August 2015
11 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (verantwortlich)
und Erik Lehnert.

13. Jahrgang, Heft 67,
August 2015

Sezession erscheint im Februar,
April, Juni, August, Oktober und
Dezember. Der Preis für das
Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Ver-
sandkosten. Wer *Sezession* für
mehr als lesenswert hält, kann ein
Förderabonnement (75 €/sechs
Hefte) zeichnen. Das normale Jah-
resabonnement (sechs Hefte)
kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.
Versand. Auslandsabonnenten be-
zahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr.
Wird das Abonnement nicht bis zum
30. November gekündigt, verlän-
gert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-
kunden gilt die Preisliste Nr. 11
vom Oktober 2012.

Manuskripte sind stets willkom-
men und sollten als Kurzbeitrag
9000 und als Grundlagen-
beitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leer-
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 41

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

1 Editorial

- 2 **Karrieretyp oder Widerstandsnatur? –
Sortierungsvorgänge allerorten**
Gespräch mit André Lichtschlag

Grundlagen

- 4 **Skeptische Apologie des Stattdessen –
Autorenporträt Odo Marquard**
Julius Möllenbach
- 8 **Alter Rechter, junger Rechter, kein
Rechter – Mohler, Hepp, Strauß**
Nils Wegner
- 12 **Polyamorie**
Ellen Kositzka
- 18 **Metapolitik und Aufklärung**
Erik Lehnert
- 22 **Notizen zu einer Wallfahrt nach Chartres**
Martin Lichtmesz

Bildinnenteil

- 28 **Bevölkerungsaustausch in Europa:
Ursachen – Stand – Perspektiven**
Thomas Schmidt
- 34 **Die Profiteure der Masseneinwanderung**
Felix Menzel
- 38 **Reinhold Oberlercher –
Der letzte Hegelianer**
Siegfried Gerlich

Kurzbeiträge

- 42 **Hiroshima und Nagasaki**
Yoshitaka Fukui
- 44 **Linksliberales Stühlerücken**
Benedikt Kaiser

Bücher

- 46 **Vor dem Bücherschrank (IX) – In den
Weimarer Schützengräben**
Michael Rieger
- 50 **Rezensionen**
- 60 **Vermischtes**

Diwald und Mohler – *Wiener Sprach-
blätter – Etappe – Neue Ordnung – Die
Mark Brandenburg*

Autorenangaben finden Sie in diesem
Heft auf Seite 18.

In diesen vier Stunden

von Götz Kubitschek

Annahme: Sie, lieber Leser, beginnen die Lektüre der 67. *Sezession* mit diesem Editorial. In vier Stunden ist Mitternacht.

In diesen vier Stunden warten an der libyschen Mittelmeerküste rund eine Million Afrikaner auf eine illegale Überfahrt nach Europa. Mindestens 50000 werden in diesem Jahr übersetzen.

In diesen vier Stunden stoßen zu den Wartenden weitere tausende junge Männer – aus Nigeria und Mauretania, aus dem Sudan und aus Somalia, aus Äthiopien und Eritrea, Mali und Algerien. Sie haben das Meer erreicht. Sie wissen: Dieses Meer ist die letzte Hürde vor der Ankunft im Paradies. Dieses Paradies hat einen Namen: Europa – und das Herz des Paradieses heißt Deutschland.

In diesen vier Stunden hat der letzte Mitarbeiter einer Berliner Immobilienfirma Feierabend gemacht. Er ist auf Geschäftsreise in Magdeburg. Er kontrolliert die letzten Reparaturarbeiten an einer heruntergekommenen Wohnblocksiedlung. Er selbst will und wird so niemals wohnen. Seine Firma hat diese Abrißhäuser billig gekauft, billig renoviert und wird sie nun als Asylantenheim an die Stadt Magdeburg vermieten – zu einem festgeschriebenen Quadratmeterpreis, der deutlich über dem ortsüblichen Mietspiegel liegt.

In diesen vier Stunden sitzen einige Abgeordnete der Grünen beim Italiener in Berlin zusammen und diskutieren über die Homoehe, deren Einführung nur noch eine Frage der Zeit ist. Gleichzeitig geht es auf einem Schlepperkahn vor Lampedusa um Leben und Tod. Muslime aus dem Sudan stoßen Christen aus Äthiopien über Bord. Hinter einem rostigen Ölfäß versteckt sich betend ein junger Mann, aber auch er wird entdeckt und stirbt zwei Stunden später, als sich eine letzte Welle über seinem unterkühlten Körper bricht.

In diesen vier Stunden hat aber auch eine ZDF-Moderatorin nicht geruht, sondern ihre neue Talk-Runde geplant: Das Thema lautet: »Meine Mutter ist jetzt mein Vater«. Es sind eingeladen: ein Mann, der früher eine Frau war, ein Schwuler, der mit seinem Mann ein Kind hat, eine evangelische Pastorin, die zum dritten Mal verheiratet ist – und ein vierfacher Familienvater aus Pirna. Dieser Mann wird sich rechtfertigen müssen. Er wird völlig allein sein in dieser Talkshow.

Völlig allein ist in diesen vier Stunden auch der Achtklässler aus Neukölln in Berlin, der seine kleine Schwester ins Bett bringt, während seine Mutter vor der Glotze sitzt. Der Junge bleibt bei seiner Schwester am Bettrand, bis sie schläft. Er ist einer der beiden letzten deutschen Schüler in seiner Klasse. Kein Tag ohne Beleidigungen, Schläge, Drohungen, Demütigungen: Er ist der Scheißdeutsche, der Kartoffelfresser, der Hurensohn, das Opfer. Er muß noch zwei Jahre lang durchhalten.



In diesen vier Stunden schließt dann auch ein Mitarbeiter des bayrischen Staatsschutzes eine Denkschrift ab, die er bei seinem Vorgesetzten einreichen wird. Es will ihm nicht mehr in den Kopf, warum für die Absicherung des G7-Gipfels in Schloß 17000 Polizisten zusammengezogen, acht Kilometer Hochsicherheitszaun gebaut, Waldwege abgeriegelt und teile des Schengener Abkommens außer Kraft gesetzt wurden: Es gab in dieser Zeit wieder Grenzkontrollen, während die G7-Teilnehmer über die nächsten Schritte zur Entgrenzung der Welt sprachen. Woher die Angst vor Anschlägen, woher die Abschottung vor dem eigenen Volk, wenn doch alles, was besprochen und entschieden wurde, zum Wohle dieses Volkes geschah? Und warum ist die Sicherheit des deutschen Volkes nicht mindestens ebenso viel wert?

Irgendwann in diesen vier Stunden hält jedenfalls Pfarrer Ulrich Wagner aus Siegersbrunn in Bayern dann doch wieder seinen Vorschlag für hilfreich, den Asylanten in den deutschen Unterkünften die Nuten zu bezahlen. Währenddessen fertigt ein Familienvater aus Zell bei Esslingen ein Schriftstück an, das er auf der nächsten Bürgerversammlung vortragen will: Es geht darin um die Frage, welcher Widerstand gegen das geplante Asylantenheim legitim ist, obwohl er vielleicht schon nicht mehr ganz legal sein könnte.

In Dresden hat in diesen vier Stunden ein Schüler die Erzählung *Michael Kohlhaas* von Heinrich von Kleist zuende gelesen: Er hat gelesen, wie der Pferdehändler Kohlhaas unerbittlich gegen die Auflösung der Rechtsordnung streitet, dabei selbst schuldig wird und die schwere Strafe im Rahmen dieser Rechtsordnung selbstverständlich akzeptiert.

Die Frage, lieber Leser, lautet: Wie weit gehen wir, wenn wir das Eigene verteidigen? ■

Karrieretyp oder Widerstandsnatur? – Sortierungsvorgänge allerorten

Ein Gespräch mit André Lichtschlag von *eigentlich frei*

SEZESSION: Herr Lichtschlag, was ist los in der Hayek-Gesellschaft? Eine nicht unpopuläre Gruppe ist in den vergangenen Tagen ausgetreten und hat diesen Schritt unter anderem mit dem großen Einfluß begründet, den das eigentümlich freie Umfeld ausübe.

LICHTSCHLAG: Viele von denen kenne ich gar nicht, und von einigen Ausgetretenen hätte ich gar nicht erwartet, daß sie in einem liberalen Club Mitglied gewesen sein könnten. Grob kann man sagen, daß die Ausgetretenen aus dem politischen Establishment der Republik oder aus den Universitätsapparaten stammen: die »Professorenriege«, wie man so schön sagt. Wir können sie auch als ausgewiesene Nettostaatsprofiteure bezeichnen. Echte Unternehmer, die ja auch zur Gesellschaft gehören, sind meines Wissens zum Beispiel gar nicht unter den Flüchtigen. Mit *eigentlich frei* hat der Bruch allenfalls ganz am Rande zu tun, in der Form, daß Frau Horn uns nicht mag und das nebenbei auch in der Auseinandersetzung betonte.

SEZESSION: Karen Horn war immerhin die Vorsitzende der Gesellschaft. Was bedeutet »nicht mögen« in diesem Fall?

LICHTSCHLAG: Frau Horn wollte die inhaltliche Spannweite, die immer sehr groß war, stark auf eine ausschließlich linksliberale Richtung verengen. Sie forderte die schon sprichwörtliche »Abgrenzung nach rechts«, denunzierte entsprechend Andersdenkende und ist am Ende mit diesem Putsch von oben, mit dem auch, wenn wir das einmal salopp so bezeichnen wollen, ein Griff nach der Kasse verbunden war, gescheitert. Danach ist sie mit ihren Freunden öffentlichkeitswirksam ausgetreten, beabsichtigt eine Konkurrenzgründung und bezichtigt den verbliebenen Teil – 85 Prozent sind nach jetzigem Stand geblieben – als »pöbelnd« und »rechtsversifft«. Kommt Ihnen das irgendwie bekannt vor?

SEZESSION: Lucke ist mit seinen Freunden öffentlichkeitswirksam ausgetreten, beabsichtigt eine Konkurrenzgründung und bezichtigt den verbliebenen Teil – 85 Prozent sind nach jetzigem Stand geblieben – sinngemäß als pöbelnd und rechtsversifft. Was sind das für Sortierungsvorgänge? Wir beobachten sie allerorten.

LICHTSCHLAG: Das Establishment und seine Hilfstruppen grenzen sich ab von denen, die grundsätzliche Systemänderungen wollen und

die Mächtigen also in ihrer Position ernsthaft herausfordern. Interessant ist in dem Zusammenhang, daß sowohl Lucke als auch Horn ungefähr im Dezember letzten Jahres mit massiven Angriffen gegen Andersdenkende, mit Aus- und Abgrenzung in der eigenen Organisation begannen oder diese Politik jedenfalls deutlich forcierten. Gerd Habermann, der Sekretär der Hayek-Gesellschaft, der von Frau Horn entmachtet werden sollte, sagt, daß er die Frau seitdem gar nicht mehr wiedererkannte, sie sei wie ausgewechselt gewesen. Nun frage ich Sie: War da was im Dezember letzten Jahres? Ich meine jetzt nicht das Weihnachtsfest.

SEZESSION: Ich habe das Instrumentarium der Herrschaftssicherung innerhalb einer Pfründedemokratie am Beispiel der Bürgerbewegung PEGIDA vor Monaten beschrieben und als intensiv beteiligter Spaziergänger hautnah miterlebt: Wer sich der Einbindung verweigert, wird isoliert und denunziert. Darauf spielen Sie an, oder?

LICHTSCHLAG: Ja, PEGIDA stand im Dezember im Zenit. Zehntausende marschierten durch Dresden gegen die Maulwerker in der Politik und deren Freunde von der »Lügenpresse«. Erinnern Sie sich? Für einen historischen Moment waren die somit Herausgeforderten sprach- und ratlos. Sie hatten es erst mit Totschweigen, dann mit massiver Denunziation versucht, dieselbe Methode wie immer also, aber es wurden jeden Montag nur immer mehr Menschen in Dresden, die sich anschlossen und das System herausforderten. Nicht einmal reden wollten sie mit Politik oder Medien, sie haben einfach den Gehorsam verweigert. Und nun müssen Sie sich in die Lage des früheren Weltbank-Beraters Lucke oder der früheren FAZ-Journalistin Karen Horn versetzen, die beide seit vielen Jahren in Berlin und Washington bestens vernetzt sind und dort in Kreisen verkehren, in denen Redakteuren der *Sezession* oder von *eigentlich frei* der Champagner eher selten ausgeschenkt wird. Diese Leute haben dann erschreckt festgestellt, daß PEGIDA gewissermaßen auch schon in ihren eigenen Läden tobt, in der Form, daß auch in der AfD oder der Hayek-Gesellschaft zum Beispiel das Schuld- und Scheingeldsystem oder der Gender-Wahn oder der menschengemachte Klimawandel in Frage gestellt wurden, also das, was heute den Herrschenden hoch und heilig ist und womit Milliarden umverteilt werden. Und nun haben

sie reagiert. Sie wollten diese Systemoppositionellen hinausdrängen und brandmarken. Und interessanterweise haben beide Alles-oder-Nichts gespielt, das heißt, als sie verloren hatten, sind sie selbst gegangen, quasi auf eigene Kosten. Wichtiger als der Sieg war die Trennung.

SEZSSION: Die Sortiervorgänge finden ja quer durch die Weltanschauungslager hindurch statt, ich erinnere nur an die Gräben, die sich innerhalb der sogenannten Neuen Rechten entlang der Linie Lucke-PEGIDA aufgetan haben.

LICHTSCHLAG: Ja, das ist richtig beobachtet. Ich glaube sogar, daß diese Sortierung die alte Links-Rechts- beziehungsweise Fortschrittlich-Konservativ-Sortierung sowie die alte Freiheitlich-Unfreiheitlich- beziehungsweise Marktliberal-Staatzentriert-Sortierung um eine dritte Ebene ergänzt, eine Ebene, die sicher auch eine psychologische Komponente hat zwischen Mitläufer- und Karrieretypen einerseits und Widerständlernaturen andererseits. Diese dritte Ebene ist jetzt sehr relevant geworden und führt deshalb zu Brüchen wie jetzt in der AfD oder bei Hayek. Es führt aber auch zu neuen Gemeinsamkeiten von bisher Gegensätzlichem. Jetzt kommt es zu einer wilden Gemengelage, zu Unübersichtlichkeiten und Überraschungen, an die wir uns alle erst gewöhnen müssen. Ein Beispiel: Ich habe als Libertärer ja nach wie vor mit Frau Horn auf der Ebene Marktliberal-Staatzentriert sehr viel mehr Gemeinsamkeiten als zum Beispiel mit Ihnen. Dennoch würde sie mir vermutlich kein Interview geben, ich Ihnen aber schon. Wir leben diesbezüglich ja in verrückten Zeiten. Noch vor 30 Jahren hätte jeder jedem ein Interview gegeben, warum auch nicht. Wenn man etwas zu sagen hat, freut man sich doch, wenn man danach gefragt wird. Ich habe dann lange geglaubt, daß die Linke mit der Kontaktverweigerung ihre Macht gegen die Rechte ausspielt, eine Ebene, die mich weniger trifft als Sie, ein wenig aber auch und immerhin. Inzwischen glaube ich nicht mehr, daß hier das Hauptkampffeld zu suchen ist. Ich wage die Behauptung: Wenn es Linke geben würde, die in entscheidenden Punkten unser System kritisieren, dann würden die Netto-staatsprofiteure auch ihnen den Kontakt verweigern. Wenn Frau Horn heute der *taz* ein Interview gibt, dann ist das normal. Wenn sie Ihnen eins geben würde, wäre das schnell ein Skandal, weil Sie ein Systemoppositioneller sind und die großen alternativlosen Fragen eben nicht als alternativlos anerkennen.

SEZSSION: War es am Ende Zufall, daß Lucke und Horn ihren Putsch von oben verloren haben?

LICHTSCHLAG: Ich denke, in gewisser Weise ja! Damit war jedenfalls zunächst so nicht zu rechnen, beide waren doch völlig unangefochtene Vorsitzende. Aber dann haben beide sehr viele taktische Fehler gemacht, und im genau richtigen Moment – ein bißchen eben auch zufällig, was diesen glücklichen Moment betrifft – wurden dann beide von mutigen Männern herausgefordert. Die haben den Job des Königsmör-

ders übernommen, den einem normalerweise niemand dankt. Dafür muß die AfD Höckes und Poggenburgs Flügel ewig dankbar sein, auch wenn mir andere in der neuen AfD-Führung politisch näher stehen. Und die Hayek-Gesellschaft müßte eigentlich alle 25 Unterzeichner der Rücktrittsforderung an Karen Horn mit der Hayek-Medaille auszeichnen, so sehr haben die sich verdient gemacht. Wären diese Gegenbewegungen nicht gewesen, wäre der Putsch von oben in beiden Fällen geglückt.

SEZSSION: Ich bitte Sie um eine Prognose: Wie wird das nun weitergehen in den kommenden Wochen und Monaten für die Hayek-Gesellschaft und für die AfD? Marginalisierung oder Schwung aufgrund der Möglichkeit zur echten Grundsätzlichkeit?

LICHTSCHLAG: Sowohl in der AfD als auch in der Hayek-Gesellschaft gibt es ein weit verbreitetes Gefühl der Befreiung und damit Anlaß zu neuem Schwung. Darauf hoffe ich vor allem bei der Hayek-Gesellschaft, wo ich ja Mitglied bin. Es gibt in beiden Fällen auch Mahner, die nun aber »in der jetzigen schweren Situation« – sie meinen die andauernde Denunziation durch die Ausgetretenen – zur besonderen Vorsicht und Leichtfüßigkeit raten. Wenn sich das durchsetzt, hätten Lucke und Horn am Ende doch noch gewonnen. Nicht jeder versteht, daß er am Nasenring durch die Manege gezogen wird, sobald er sich einmal auf die Vorgaben einläßt. Aber ich bin in beiden Fällen optimistisch und will gleich noch eine Idee ins Spiel bringen: Wenn das Establishment nun auf breiter Front die Systemoppositionellen zu Unberührbaren erklärt und jeden Kontakt abbricht, dann könnte man diese Waffe vielleicht wie einst PEGIDA in ihrer Erfolgszeit auch umgekehrt einsetzen: Wir alle sollten dann jedes Gespräch mit der Herrscherkaste verweigern. Dort machen sich längst Angst und Panik breit, wir dürfen durchaus ein wenig optimistisch sein.

SEZSSION: Die Hayek-Gesellschaft war der Anhänger für unser nun sehr grundsätzliches Gespräch. Was will sie eigentlich genau?

LICHTSCHLAG: Nachdem mir gerade womöglich auch mal ein politisch unkorrektes Wörtchen entfleucht ist, zitiere ich zum Schluß sicherheitsbewußt aus dem »Brief der 25«, den ich erwähnte: »Die Hayek-Gesellschaft ist ein Ort der Begegnung und des Austauschs für Liberale mit durchaus unterschiedlichen Stilen, Temperamenten und Ansichten. Ordoliberalen in der Tradition Walter Euckens, konservative Liberale in der Tradition Wilhelm Röpkes, christliche Liberale in der Tradition von Lord Acton, Libertäre in der Tradition von Ludwig von Mises, staatskritische Liberale in der Tradition von Henry David Thoreau oder Liberale, die von der Erfahrung der Unfreiheit in der DDR und ihrer erfolgreichen Überwindung entscheidend geprägt wurden – uns alle verbindet die Bereitschaft zum kritischen Gedankenaustausch, zum Lernen durch das bessere Argument und zum Respekt füreinander im offenen Gespräch.« ■

Skeptische Apologie des Stattdessen – Autorenporträt Odo Marquard

von Julius Möllenbach

Wie es um einen Philosophen und seine Reputation jeweils bestellt ist, läßt sich an der Menge der Sekundärliteratur, die von den Zunftgenossen produziert wird, leicht ablesen. Evaluiert man mit diesem Maßstab den kürzlich verstorbenen Gießener Philosophen Odo Marquard (1928–2015), sieht es schlecht aus für ihn, sehr schlecht sogar. Das gilt im Vergleich mit Jürgen Habermas, der als »Bundesphilosoph« (Norbert Bolz) schon seit vielen Jahren das *juste milieu* mit der dazugehörigen politisch korrekten Theorie versorgt. Es gilt aber auch im Vergleich mit verwandteren Naturen wie Richard Rorty, der wie Marquard an einem »Abschied vom Prinzipiellen« arbeitete. Wer indes die öffentliche oder offiziöse Wertschätzung nicht als den verlässlichsten Maßstab der Bewertung eines Philosophen betrachtet, kümmert sich um derlei Äußerlichkeiten nicht weiter und wendet sich den Werken selbst zu.

Marquard gehörte zu den wichtigsten Vertretern der ersten Schülergeneration Joachim Ritters. Gemeinsam mit Hermann Lübbe und Robert Spaemann prägt er auch in der Sekundärliteratur nachhaltig das Bild der Ritter-Schule, obwohl er selbst nicht von Ritter, sondern während dessen Türkeiaufenthalt Mitte der 1950er Jahre von dem katholischen Heidegger-Schüler Max Müller promoviert wurde. Es steht außer Frage, daß Marquard und seine Generationsgenossen ein theoretisch gehaltvolles Denken tradierten, das jenseits der marxistischen Strömungen seinen Ort hat. Allein diese Tatsache kann nicht hoch genug veranschlagt werden, wenn man bedenkt, daß noch Jean-Paul Sartre ausgerechnet im Marxismus den unhintergehbaren Horizont des ausgehenden 20. Jahrhunderts sah.

Marquard selbst hat, weil »ohne wirkungsgeschichtlichen Willen zur Macht«, keine Schule gemacht, also auch keine »Gießener Schule« begründet – wie die Ritter-Schule insgesamt nicht politisch genug war, um auch nur annähernd eine der Frankfurter Schule vergleichbare Wirkung zu entfalten. Auch stark von Ritters Hegeldeutung geprägte Philosophen wie Reinhart Maurer, Günter Rohrmoser oder Bernard Willms, die alle scharfsinnige und klare Beiträge zur Lageanalyse der modernen Demokratie lieferten, blieben in ihrem Einfluß auf die Philosophie unserer Zeit letztlich marginal. Maurer zufolge haben sowohl Marquard als auch Lübbe die noch bei Ritter vorhandene Geschichtsphilosophie ausgeklammert – »der große Atem der Hegelschen Geschichtsphilosophie« wehe bei seinen Schülern nicht mehr. Vielmehr werde aus der fortschrittsambivalenten Entzweigungstheorie Ritters eine »Nichtkrisentheorie der Moderne«, die für Marquard die Aufgabe hat zu zeigen, daß die Moderne entgegen anderslautenden Gerüchten gut ist, wie sie ist. Marquard ist also ein »Modernitätstraditionalist«, der sich in dieser Hinsicht mit Habermas einig weiß, auch wenn er dessen Ideologem von einem »Projekt« Moderne nicht teilt.

Marquards offenkundige »Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie« hängen mit seinem philosophischen Interesse am Einzelnen

»Skepsis ist der Sinn für Gewaltenteilung. Der Zweifel der Skepsis ist – wie das Wort Zweifel es sagt, das ja mit der »zwei« die Vielheit enthält – justament jenes ... Verfahren, das zwei gegensätzliche Überzeugungen in solcher Art aufeinanderprallen läßt, daß beide dadurch so viel an Kraft einbüßen, daß der Einzelne – als lachender oder weinender Dritter – von ihnen freikommt.«

*Skepsis in der
Moderne*, S. 120

zusammen. Denn gegenüber den vertagten Verheißungen, wie sie exemplarisch der Marxismus verkörpert, gilt das Recht derjenigen, die jetzt leben, weil dieses Leben endlich ist. »Es gibt ein Recht der nächsten Dinge gegenüber den letzten«, so Marquard, ein Recht, das durch die Geschichtsphilosophie verletzt werde. Marquard präsentiert seine Philosophie also als Anti-Eschatologie und damit als Protest gegen die Gegenwartsentwertung.



Der Abschied von der Geschichtsphilosophie hat eine doppelte Stoßrichtung: Erstens geht es um die Zurückweisung der geschichtsphilosophischen Illusion, »Veränderung sei eo ipso Verbesserung«. Das skeptische Memento dagegen könnte man als konservativ und ökologisch bezeichnen: »die Geschichtsphilosophen haben die Welt nur verschieden geändert; es kommt darauf an, sie zu verschonen.« Zweitens aber ist mit jenem Abschied auch der Abschied von der Anthropologiekritik verbunden. Marquard bleibt zwar auch gegenüber der philosophischen Anthropologie skeptisch, wofür es ja auch Gründe (etwa diejenigen von Jaspers) gibt, aber Anthropologie kann auch selbst zu einer Quelle der Skepsis werden. Dies ist bei Marquard der Fall, wenn er von der Endlichkeit des Menschen her denkt und ihn schließlich gar als »Zeitmangelwesen« bestimmt.

Diese und weitere Grundzüge seines Philosophierens, in dem in gebrochener Form auch Impulse der Existenzphilosophie Kierkegaards und Heideggers zum Tragen kommen, hängen eng mit Marquards eigenen geschichtlichen Erfahrungen zusammen: Die frühe Vereinnahmung durch den Nationalsozialismus, den er später als schlimmste Form der Bürgerlichkeitsverweigerung ansah, gehört hierzu ebenso wie später die 68er-Zeit. Marquard besuchte zwei Adolf-Hitler-Schulen, die ihm einen nachhaltigen Abscheu vor allem »Idealismus« einimpften. In der Nachkriegszeit war Odo Marquard, nun links geworden, zunächst durchaus beeindruckt von Georg Lukács' philosophiehistorischem Pamphlet *Die Zerstörung der Vernunft*, doch 1968 sollte sich das nachhaltig ändern. Denn die Teach-ins der Studentenbewegung ähnelten ihm zu sehr den NS-Schulungsabenden, als daß sie ihm sympathisch sein konnten. Gegen die marxistischen Theoretiker der Entfremdung, die in jenen Jahren großen Anklang fanden, steht Marquard mit der Bejahung oder eben Positivierung der Entzweiung, einer Denkfigur, in der Marquard jene »Verweigerung der Bürgerlichkeitsverweigerung« erkannte, die für ihn selbst zum Leitfaden seiner politischen Philosophie wurde.

»So war meine Skepsis die Antwort auf die Erfahrung bis 1945. Mein Mahnsatz ... war zunächst: ›Ich kann mich irren. Ab 1968 habe ich ihn ergänzt: Auch ›andere‹ können sich irren, z.B. wenn sie – durch Flucht aus dem Gewissen-Haben in das Gewissen-Sein – das richtige ›nie wieder Nationalsozialismus‹ zum falschen ›nie wieder Identifizierung‹ pervertieren.«

Philosophie des Stattendessen, S. 10

So wie Hermann Lübbe in seiner *Kritik am Triumph der Gesinnung über die Urteilskraft* eine zentrale Signatur des moralisierenden und hypermoralischen Demokratismus erkannt hatte, steht auch Marquard in der Tradition der Moralkritik. Zwar distanziert er sich von Gestus und Stil Nietzsches; gleichwohl wird man sagen dürfen, daß Marquards Kritik am Gewissensein der Sinnproduzenten in der modernen Massengesellschaft ohne Nietzsches Moralkritik nicht denkbar wäre. Der Typus derjenigen, die das Gewissensein statt des Gewissenhabens verkörpern, läßt sich heute überall beobachten. Aus ihnen rekrutieren sich nicht nur die »guten Menschen« Nietzsches (die sich nämlich selbst für gut und die Träger anderer »Werte« für »böse« halten), sondern auch jene Funktionäre der Zivilreligion, die sich als Korrektheitswächter (Lübbe) verstehen. Im Gefolge der 68er-Zeit entwickelte Marquard durch Umkehrung der Totemismus-Theorie Freuds seine These vom nachträglichen Ungehorsam, eines Ungehorsams gegen den angeblichen Faschismus, der indes den Ungehorsamen wenig kostete.

Philosophie aber ersetzt in keinem Fall die jedem einzelnen Menschen mögliche Urteilskraft; sie sei kein Amulett gegen Irrwege, weshalb es nach Marquard eine Torheit wäre, die Philosophie mit einem Anspruch auf Herrschaft zu versehen. Marquard ist als Skeptiker und Pluralist ein entschiedener Gegner aller Monopolisierungsansprüche im Denken: »Es gibt keine gute Alleinherrschaft einer Philosophie; und der Marxismus ist seinerseits ein besonders instruktives Beispiel dafür.« Marquards Entscheidung für die Skepsis macht ihn zu einem Konservativen altliberalen Zuschnitts, wie seine Berufung auf Montaigne, die skeptische Moralistik, Montesquieu und Tocqueville als seine eigenen Traditionsbestände zeigt – zu einem Konservativen, der auch diesen Begriff nicht scheute.

Bei Marquard besteht der wichtigste Bezug auf die philosophische Tradition also in der Berufung auf die Skepsis. Diese ist ihrer Natur nach konservativ, denn sie läßt den Üblichkeiten des Alltags, so weit er jedenfalls Normalität repräsentiert und moralische Lebensformen einschließt, weitgehend unangetastet. Skepsis ist Utopieresistenz. Sie ist kein inhaltliches Prinzip, sondern strategisch einsetzbar als Instrument der Delegitimierung von Dogmatismen. Marquard betreibt dieses Geschäft nicht zuletzt durch die Prägung von Begriffen, mit denen er entweder sich selbst und seinen Denkstil charakterisiert oder philosophische Probleme auf den Punkt zu bringen sucht.

Vor allem Marquards Kurz- und Kürzesttexte sind Interventionen in einer polemischen Konstellation: Er antwortet mit seinen Essays auf Herausforderungen, die sich für ihn politisch vor allem aus der weitverbreiteten »Bürgerlichkeitsverweigerung« ergaben. Der Mangel bürgerlicher Selbstbehauptung ist von wenigen Denkern so nachhaltig thematisiert worden. Marquards Philosophie ist Affirmation der Affirmation und zugleich Kritik der Kritik. Was affirmiert wird, läßt sich aber ohne Argumente und prinzipielle Hinweise nicht zeigen, denn wenn man sich der Verweigerung verweigert, negiert man nicht deren Prinzip, sondern nur den konkreten Inhalt, auf den sich die ursprüngliche Verweigerung bezieht.

Zu den bekanntesten Beiträgen Marquards gehört die Kompensationstheorie. Nicht schon Ritter, sondern erst Marquard ist ihr Theoretiker, der mit ihr vor allem den Platz der Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft, nämlich ihre Unvermeidlichkeit, begründen wollte. Kompensiert werde nach Marquard beispielsweise die von der Wissenschaft erzeugte »Entzauberung der Welt« durch ästhetische Faszinationskraft. Marquard spielte wie Hans Robert Jauss oder Hans Blumenberg eine wichtige Rolle bei den Diskussionen der Gruppe »Poetik und Hermeneutik«, deren Themen von der Ästhetik der nicht-mehr-schönen Künste bis zur Identität noch keineswegs abgegolten sind. Das noch unausgeschöpfte Potential von Marquards philosophischer Essayistik liegt wohl vor allem jenseits des akademischen Bereichs – seine Texte (vor allem in dem halben Dutzend Reclam-Bändchen) sind vor allem Anstöße zum Querdenken – und nicht unbedingt für weitere Doktorarbeiten. So ist es auch zweifellos zutreffend, wenn man Marquards wie Lübbes Kritik an der (vor allem) Habermas'schen Diskurstheorie als »überwiegend ironischer Natur« und nicht als Beitrag zur akademischen Debatte sieht (Jens Hacke). Dabei wird jedoch vergessen, daß ironische Distanzierung das ideologiekritische Mittel der Wahl sein kann, wo etwas schon vom Ansatz

»Ich habe die Tendenz, Überdramatisierungen der gegenwärtigen Geschichtssituation zu ernüchtern und zu mildern. Darum sage ich häufiger, der Weltlauf sei – trotz allem – mehr Nichtkrise als Krise. Die Vorstellung, jetzt ist der absolute Augenblick, in dem die Menschheit gerettet werden muß, und die Zuspitzung der Gegenwart zur großen Entscheidungsgrenzsituation zwischen Allem und Nichts: das geht mir viel zu weit.«

Skepsis in der Moderne, S. 21

»Der historische Sinn ist vor allem Inertial-sinn, Sinn für Trägheiten: die Grunderfahrung des Geschichtlichen ist – meine ich – mehr als die der Veränderlichkeit die ihrer Grenzen.«

Apologie des Zufälligen, S. 69

her erkennbar falsch ist – wer sich jahrelang in Theorien des kommunikativen Handelns versenkt, hat demgegenüber schon verloren, nämlich Lebenszeit und die Freiheit, den ohnehin nie »herrschaftsfreien« Diskurs unter eigenen Bedingungen zu befeuern. Marquard ließ sich denn auch nicht von dem Anspruch beeindrucken, mit der Diskursethik finde eine Demokratisierung der Moral statt.

Die Bilanz des Philosophierens von Marquard fällt ambivalent aus: Einerseits ist seine Philosophie der Positivierung im Recht gegen eine auf Dauer gestellte kritische Hinterfragerei neomarxistischer Provenienz. In einer Zeit, die den Bürger als überlebtes, ideologisch fragwürdiges Element in seiner Identität erschüttern wollte und auch tatsächlich nachhaltig erschütterte, konnte Marquard als eine Art philosophischer Katechon der Moderne und ihres entscheidenden Trägers begriffen werden. Er bemühte sich mittels seiner »transzendentalbelletristischen« Interventionen, den Bürger in Schutz zu nehmen. Dieser sollte sich nicht ständig ein schlechtes Gewissen einreden lassen. Da aber eben diese Psychotechnik heute fröhliche Urstände feiert, bleibt Marquards skeptisches Pathos der Distanz gegenüber Moraltrumpetern wichtig.

Als Denker des Normalzustandes muß Marquards Philosophie indes dort an Grenzen gelangen, wo Normalität nur noch als schattenhafte Erinnerung existiert. Marquards implizit gegen Carl Schmitts harte Einsichten gerichtetes Bonmot, vernünftig sei, wer den Ernstfall vermeide, markiert, so scheint es, das politische Defizit seiner Form des Neokonservatismus als Apologie der Bürgerlichkeit. Denn es gehört zu den grundlegenden Einsichten Carl Schmitts, daß es nicht im Belieben der politischen Akteure steht, den Ernstfall zu vermeiden, wie es auch nicht möglich ist, sich der Feinderklärung von seiten anderer zu entziehen, seien es nun Antifaschisten oder Islamisten. Hier hilft schließlich auch der von Marquard variantenreich inszenierte Appell an »Üblichkeiten« nicht weiter. Denn üblich ist nicht nur heute Vieles geworden, also der Keim für (wenn auch schlechte) Tradition, z. B. die Hypokrisie der öffentlichen Meinung (Botho Strauß), das Hinweglügen über existentielle Bedrohungen von Staat und Nation, die Diffamierung und Stigmatisierung Andersdenkender aus dem Schutz der Anonymität heraus, die Verharmlosung des Islam, die Mißachtung von Recht und Gesetz sowie von internationalen Verträgen. Marquards Normentheorie der Üblichkeiten soll nur auf dem basieren, was gilt, weil es gilt und eventuell schon früher galt. Daß es aber im geschichtlichen Prozeß auch um substantielle normative Gehalte geht, kommt dabei nicht mehr in den Blick.

Marquard liebte den Gedanken der »Anknüpfung«. Woran ließe sich also anknüpfen? Der Philosoph Odo Marquard mißachtete souverän ein avantgardistisches Fortschrittsverständnis. In der Philosophie, so schrieb er im Vorwort zu seiner erst nach Jahrzehnten veröffentlichten Habilitationsschrift, »ist der neueste Stand nicht unbedingt der anregendste Stand«. Marquard wendet sich ausdrücklich gegen die »fortschrittlichsten Fortschrittsphilosophen«, die »immer das Neueste sagen«, während die Skeptiker, mit denen er sich identifizierte, stets nur das Zweitneueste oder gar das Älteste brächten. Darin aber liegt auch der Keim einer Erneuerung beschlossen: »Weil in unserer Welt das Neueste immer schneller zum Alten wird, kann das Alte immer schneller zum Neuesten werden« – und so ist es nur konsequent, wenn Marquard mit typischer Distanz zum akademischen Philosophiebetrieb betont: Nicht die Wissenschaftlichkeit (die sich ja am Forschungsstand orientieren müßte) ist für die Philosophie wichtig, sondern daß sie »nichts übersieht«. Philosophie ist somit der Versuch, unsere Scheuklappen loszuwerden – also »der Versuch des Verzichts auf die Anstrengung, dumm zu bleiben«. Indem Marquard die möglichst unverstellte Sicht auf die Wirklichkeit verteidigt, unterscheidet er sich grundlegend von all jenen Theoretikern unserer Tage, die ihre Theoriesysteme entwerfen, um an der Wirklichkeit vorbeidenken zu können. Weil der Skeptiker im Sinne Marquards weder ein Totalpraktiker noch ein Totaltheoretiker (ein grundlegender Unterschied nicht nur zu Heidegger) ist, bleibt er dichter an derjenigen Realität, die konkret erfahrbar ist. Das aber sind gute Voraussetzungen für eine Lagebestimmung unserer Tage, die »nichts übersieht«. Philosophie, so Marquard, müsse »merken, was sonst unbemerkt, und sagen, was sonst ungesagt bliebe«. Welche Philosophen leisten dazu heute einen Beitrag? ■

»Je schneller die Modernisierungen werden, desto unausweichlicher nötig und wichtig werden die langsamen Menschen. Denn die neue Welt kann nicht sein ohne die alten Fertigkeiten. Menschlichkeit ohne Modernität ist lahm; Modernität ohne Menschlichkeit ist kalt; Modernität braucht Menschlichkeit, denn Zukunft braucht Herkunft.«

*Philosophie des
Stattdessen*, S. 78

Literaturhinweise zu den
Werken Odo Marquards:

*Skeptische Methode mit
Blick auf Kant* (Diss.), Freiburg/München 1958;

*Schwierigkeiten mit der
Geschichtsphilosophie*,
Frankfurt a.M. 1973;

Abschied vom Prinzipiellen, Stuttgart 1981;

Apologie des Zufälligen, Stuttgart 1986;

Transzendentaler Idealismus – Romantische Naturphilosophie – Psychoanalyse (Habil.), Köln 1987;

Skepsis und Zustimmung, Stuttgart 1994;

Glück im Unglück. Philosophische Überlegungen, München 1995;

Philosophie des Stattdessen, Stuttgart 2000;

Aesthetica und Anaesthetica, München 2003;

Individuum und Gewaltenteilung, Stuttgart 2004;

Skepsis in der Moderne, Stuttgart 2007;

Der Einzelne. Vorlesungen zur Existenzphilosophie, Stuttgart 2013;

Endlichkeitsphilosophisches. Über das Altern, Stuttgart 2013;

Zukunft braucht Herkunft, Stuttgart 2015.

Alter Rechter, junger Rechter, kein Rechter – Mohler, Hepp, Strauß

von Nils Wegner

Die unterschiedlichen, doch nicht voneinander zu trennenden Ausformungen (radikal) rechten politischen Engagements sind spätestens seit der Wiedervereinigung für deutsche Politik- und Sozialwissenschaftler zum einträglichen Ersatz für das weite Forschungsfeld Nationalsozialismus/Faschismus geworden. Im Hinblick auf parteiförmige Zusammenschlüsse standen anfangs aufgrund ihrer überraschenden, anfänglichen Wahlerfolge die »Republikaner« im Fokus. Nachdem diese sich schnell selbst erledigt hatten, folgte zur Jahrtausendwende die ebenso realpolitisch motivierte (Wieder-)Aufarbeitung der klassischen Rechtspartei NPD, wiewohl diese sich seit dem knapp verpaßten Bundestageinzug 1969 in einem Zustand der Agonie befand. Auf der anderen Seite war seit den frühen siebziger Jahren eine sogenannte Neue Rechte mit neuen, französischen Vordenkern entliehenen Argumenten und Aktionen jugendlichen Überschwangs auf den Plan getreten, die sich dezidiert von »altrechtem« Nationalkonservatismus und Parteienschacher abzugrenzen suchte.

Indem sich der ursprüngliche Nukleus dieser national- und sozialrevolutionären Bewegung – mit Hartwig Singer/Henning Eichberg und Wolfgang Strauss als wesentlichen Protagonisten – alsbald in unzählige Kleingruppen und Nebenströmungen aufzweigte, tat sich ein weiteres Feld für wissenschaftliche Deutungsversuche aller Art auf, das bis heute »Experten« wie Hajo Funke und Alexander Häusler ein gutes Auskommen und mediale Aufmerksamkeit garantiert.

Bislang wenig beachtet oder ignoriert wurde hingegen, daß es außerdem eine gewisse Zahl sowohl zeitlich wie auch organisationsförmig dazwischenliegender Einzelpersonlichkeiten gab, die Armin Mohler als »junge Rechte« bezeichnete. Mohler selbst hatte – wie sein eigener Lehrer Carl Schmitt – an ihrer Heranbildung wesentlichen Anteil gehabt; insoweit lag die SPD-Historikerin Helga Grebing nicht ganz falsch, als sie Ende der 1960er beide als »Hintermänner« zu zentralen Protagonisten ihrer 1971 unter dem reißerischen Namen *Konservative gegen die Demokratie* erschienenen Habilitationsschrift bei Iring Fetscher machte. In ihrer jeweils sehr langen Lebenszeit brachten Schmitt und Mohler es beide zu etlichen direkten oder indirekten Schülern, die – wie etwa der spätere Verfassungsrichter Ernst-Wolfgang Böckenförde – in politische Schlüsselpositionen aufsteigen und die (west-)deutsche Politik prägen sollten. Während Grebings Titel das indes ungerechtfertigte Bild einer gezielten Konspiration gegen die Bonner Republik aufbaut, deutet er doch an, was in jener Zeit im Rahmen rechten Politengagements noch stellenweise machbar war: die Einnahme eines konsequent gegen wahltaktische Rücksichtnahmen verteidigten, nationalen Interessen verpflichteten Standpunkts. Nachgerade apodiktisch zeigt sich dieses Wirken am Beispiel von Marcel Hepp (1936–1970), des zeitweiligen Adlatus von Franz Josef Strauß – dessenungeachtet, daß er und sein jüngerer Bruder Robert (geb. 1938) in

»The New Right's interpretation of the state of Germany had three elements: a fundamental critique of contemporary culture and in particular the media; criticism of the political establishment; and criticism of foreign policy making, with the latter two derived from the first. Overall, however, it was the mixture – and mutual support of – cultural and political arguments that gave the New Right's analysis its inner logic and its distinctive flavor.«

Jan-Werner Müller: *From National Identity to National Interest. The Rise (and Fall) of Germany's New Right*, 2003

Studien zum bundesrepublikanischen Nachkriegskonservatismus zumeist nur in Fußnoten auftreten.

Marcel Hepp lernte Mohler schon als Jugendlicher kennen. In Langenenslingen geboren, hatte dieser Ernst Jünger im nur einen Fußmarsch weit entfernten Wilflingen besucht, als Mohler von 1949 bis 1953 dort



Privatsekretär war. Auch hatten beide Hepps bereits zu Gymnasialzeiten Mohlers Dissertation *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932* gelesen und dort einige maßgebliche Inspirationen gefunden, die ihnen nach Schulabschluß und Studienbeginn von Nutzen sein sollten. (Die zweite Auflage seiner Studie sollte Mohler dann bereits Marcel Hepp widmen mit der Erklärung, dieses Werk habe ihm jenen Freund eingebracht.) 1959 gründeten die Brüder an der Universität Tübingen die Studentengruppe »Katholische Front«, die durch bissige Flugblätter in einer eigenwilligen stilistischen »Mixtur aus Thomas von Aquin, Carl Schmitt und Enzensberger« (Mohler, einen anonymen »halb erschreckten Beobachter« zitierend) schnell solches Aufsehen erregte, daß auf kirchliche Intervention hin der Name in »Konservative Front« geändert und so gleichsam der Zusammenschluß auch für Nichtkatholiken geöffnet wurde. Besonderes Verdienst der »Front« war es, bereits ein Jahrzehnt vor den '68er-Revolutionen die in den USA und Frankreich erprobten, »neuartigen Kampfmethoden (...) modern-aktionistischen Stil(s)« (Hans-Dieter Bamberg) in der Bundesrepublik bekannt gemacht zu haben: Go-Ins, das »Kapern« von Versammlungen oder die Aufforderung an Professoren, ihre Lehrmeinung zu rechtfertigen, wurden als genuin rechte Wortergreifungsstrategien in den akademischen Raum der BRD eingeführt.

Ein erster Versuch Marcel Hepps, in brieflichen Austausch zu treten, erweckte das Mißtrauen des alten Schmitt, der hinter der rechtskatholischen Offensive einen linken Provokationsversuch vermutete. Nach Erkundigungen seines Freundes Hans Barion vor Ort und einer Vermittlung Armin Mohlers kam es dann doch zur Kontaktaufnahme; in der Folge wurden die Brüder Hepp im Gefolge Mohlers zu gern gesehenen Gästen bei den »Ebracher Seminaren«, der »Verschwörerzentrale« (Dirk van Laak) um Schmitt und Ernst Forsthoff, sowie den »Ammerländer Gesprächen« Caspar von Schrenck-Notzings.

1962 hatte Marcel Hepp sein Rechtsreferendariat in Erlangen angetreten und gemeinsam mit dem Bruder – den Theodor Eschenburg infolge einer aufsehenerregenden Aktion aus seinem Tübinger Oberseminar geworfen hatte – die »Konservative Front« an die dortige Universität überführt. Diese verhängte gegen den älteren Hepp ein Hausverbot, nachdem in einem »Front«-Flugblatt gegen die BRD-Entwicklungshilfepolitik von afrikanischen Kommilitonen (in sarkastischer Abwandlung eines Zitats von Albert Schweitzer) als »schwarzen Minderbrüdern« die Rede gewesen war. Drei Jahre später erlangte Hepp mit Abschluß des Zweiten Staatsexamens den Assessoratitel, und es war Armin Mohler, der ihm übergangslos eine Anstellung verschaffen sollte: Franz Josef Strauß, zu dessen Vertrauten Mohler seit seiner Parteinahme für den CSU-Vorsitzenden während der »Spiegel-Affäre« zählte, suchte einen persönlichen Referenten von außerhalb Bayerns, ohne Berührungspunkte zur politischen Gschäftl-

Mohler, Hepp, Strauß

»In einem satirischen Flugblatt, das von der »Konservativen Front« an der Universität Tübingen herausgegeben wurde, werden u. a. folgende Doktorthemen vorgeschlagen: »Über Ideenflucht und Heimatlosigkeit. Grundlegung einer Psychologie der Entfremdung am Beispiel der Biographien linker Intelligenz (Bloch, Kuby, Bense).« »Deutschisraelische Studentengruppe; zur Geschichte der Geißlerbewegung im 20. Jahrhundert.«

Deutscher Studenten-Anzeiger, 1961

»Wer ist denn dieser Herr Karl-Marcel Hepp? Und was bedeutet das?«

Carl Schmitt an Armin Mohler, Brief vom 19. Januar 1960

»Über H. bin ich jetzt psychologisch vollkommen im Bilde; vielen Dank für die erstklassige Information!«

Carl Schmitt an Armin Mohler, Brief vom 27. Januar 1960

»Erstes Ziel war es, den bisherigen Außenminister ›auszuschalten‹; ferner sollte die FDP noch weiter geschwächt, dagegen Franz Josef Strauß gestärkt werden; schließlich sollte auf eine Große Koalition – wenn nicht schon in der ersten dann doch wenigstens in der zweiten Halbzeit der neuen Legislatur – hingearbeitet und der ›zu erwartende Angriff des Deutschen Gewerkschaftsbundes auf das Wirtschaftssystem der Bundesrepublik‹ abgewehrt werden.«

Peter Hoeres: *Außenpolitik, Öffentlichkeit, öffentliche Meinung. Deutsche Streitfälle in den ›langen 1960er Jahren‹*, 2010

»Dazu einige Schlagworte: Ostpolitischer Kreuzzug, utopistische Crew, Regierung des Abenteuers, geschwätzige Unredlichkeit, Erfüllungshilfen des Systems von Jalta, Neo-Jaltesen, Kapitulation in Raten, Kotau vor Ostberlin. Solche ›Wortschatzübungen‹ lassen sich beliebig fortsetzen.«

Paul Noack: *Die CSU – nationalistisch oder was sonst?*, 1970

»Sicher nicht ohne Grund hat kein CSU-Politiker dem Pamphlet ein Geleitwort gegeben. Es bestand so die Möglichkeit, sich bei politischen Angriffen auf das in demagogischer Sprache verfaßte Machwerk davon zu distanzieren.«

Detlef Bischoff: *Franz Josef Strauß, die CSU und die Außenpolitik. Konzeption und Realität am Beispiel der Großen Koalition*, 1973

huberei. Im März 1965 trat Marcel Hepp eine Stelle als Sachbearbeiter in der CSU-Landesleitung an, wurde im Mai bereits Referent für Öffentlichkeitsarbeit und im Herbst von Strauß zu seinem »Berater in politischen Fragen« ernannt. Damit stand er unvermittelt im Zentrum des »konservativ-katholischen Gaullismus« in der Bundesrepublik, der sich im Laufe des politisch spannungsreichen Jahres 1965 durch maßgebliches Zutun Mohlers um Strauß gebildet hatte.

Seit Sommer des Jahres zirkulierten erste Entwürfe eines internationalen Nichtverbreitungsvertrags über Atomwaffen (»Non-Proliferation Treaty«, NPT), den die USA und Großbritannien unter dem Eindruck des ersten chinesischen Atombombentests vom Oktober 1964 anstrebten und der in der Bundesrepublik auf erbitterten Widerstand der auf Unabhängigkeit von den Vereinigten Staaten bedachten »Gaullisten« in den Unionsparteien stieß. Neben zeitweiligen Bestrebungen, die Bundeswehr nuklear zu bewaffnen, war insbesondere das Bedürfnis nach friedlicher Nutzung der Kernenergie hierfür ausschlaggebend – Hepp und Mohler prägten deshalb den pauschalisierenden Kampfbegriff »Atomsperrvertrag«, den Strauß übernahm. Nachdem im September der CDU »Atlantiker« Ludwig Erhard als Bundeskanzler bestätigt worden war, schien die Zeit für eine Medienoffensive reif. Während der ebenfalls mit Mohler eng verbundene Axel Springer sein Zeitungsimperium auf die Einschwörung des Wahlvolkes hin ausrichtete, wurde Marcel Hepp mit Wirkung vom 1. Mai 1967 zum Geschäftsführenden Herausgeber des CSU-Wochenblatts *Bayernkurier* (und damit unmittelbaren Stellvertreter Strauß' selbst) ernannt und begann – ganz im aggressiv-provokanten Stil seiner Studentenzeit – sofort eine scharfe Agitation der Leserschaft, die ihm schnell Beinamen wie »Maulschelle des F. J. Strauß« (Rudolf Augstein) oder »Einpeitscher vom Dienst« (Wulf Schönbohm) einbrachte. Neben Mohler aktivierte Hepp weitere kämpferische Rechtsintellektuelle für den *Bayernkurier*, allen voran Winfried Martini und Emil Franzel, die seine journalistischen »Freischärler-Aktionen« gegen innerparteiliche Abweichler, SPD, FDP und Gewerkschaften mittrugen. Aufgrund des drastisch verschärften Tonfalls im Parteiblatt beklagten politische Gegner »die diffamierende Weise, in der sich die Auseinandersetzung bewegt« (Paul Noack) und Hepps offenkundige Tendenz zu einer »Verabsolutierung des Freund-Feind-Verhältnisses« (Giselher Schmidt). Mohler hingegen sollte sich später anerkennend der an den Schriften Schmitts geschuldeten, dezisionistisch-etatistischen Politikauffassung des Freundes erinnern: »Dies war wohl das Erstaunlichste an Marcel Hepp: daß ein junger Mann wie er (...) einen so ausgeprägten Sinn hatte für das, was den individuellen Wünschen und Süchten übergeordnet war. Eine romantischere Zeit hätte es ›das Gemeinwohl‹ genannt, wieder eine andere ›das Reich‹. Er nannte es nüchtern den Staat.«

Hepp verfolgte einen dezidierten innerparteilichen Rechtskurs und fiel publizistisch gnadenlos über politische Opponenten her. Nicht von ungefähr mehrten sich Ende der 1960er Jahre vor allem innerhalb der CDU die Stimmen gemäßigter Funktionäre, die ein Ende der Bürgerkriegsrhetorik forderten. Die Jahresversammlung der Jungen Union Bayern forderte bereits 1968 die Abberufung Hepps von seinem Posten als Geschäftsführender Herausgeber; im Folgejahr bat der Sprecher des Mainzer CDU-Bundesparteitags Simon seinen Parteifreund und damaligen Bundeskanzler Kiesinger unter Beifall »eindringlich«, dahingehend auf Strauß einzuwirken, »daß Marcel Hepp endlich abgelöst wird, damit diese unwürdigen Artikel, die dort veröffentlicht werden, endlich wegkommen«. Der CSU-Vorsitzende stellte sich bei allen diesen Angriffen vor seinen Intimus; die Gestaltung des *Bayernkuriers* sei allein Sache der CSU, die Schwesterpartei habe sich herauszuhalten, im übrigen habe man mit dem offensiven Kurs den Bezieherkreis jenseits der bayerischen Landesgrenzen immens steigern können. Hepp, dem Kritiker längst – nach dem bekannten Logo der Plattenfirma EMI – den grimmig-ankennenden Spitznamen »His Master's Voice« verliehen hatten, hatte in diesen Jahren seinen persönlichen Zenit erreicht.

Noch vor der schleichenden Aufgabe der Hallsteindoktrin durch die Bundesregierung und die »Neue Ostpolitik« unter Willy Brandt blieb der NPT Hepps Hauptangriffsziel. Ihm galt ein Großteil seines Wirkens beim *Bayernkurier* ebenso wie sein einziges, 1968 erschienenes Buch – »die

schärfste Polemik gegen den Atomsperrvertrag aus ›gaullistischer‹ Perspektive« (Karlheinz Weißmann) –, mit dem er den Vertrag auch zum Wahlkampfthema 1969 machte: Mit Hilfe der »kompromißlosen Ablehnung der von den Supermächten von Bonn geforderten Unterschrift« (Klappentext) sollte verhindert werden, daß der NPD, die sich bis dato als einzige Partei ausdrücklich gegen eine Unterzeichnung positioniert hatte, Unionswähler zugetrieben würden. Die Plan, dem rechtsradikalen Konkurrenten thematisch das Wasser abzugraben, ging schließlich auf; im Rückblick sollte sich der damalige NPD-Bundsvorsitzende Adolf von Thadden anerkennend an Marcel Hepp als den »hervorragendste(n) Wortführer« in der Debatte um den Nichtverbreitungsvertrag erinnern. Im März des Wahljahres reiste Hepp außerdem in Straußschem Geheimauftrag zusammen mit Walter Becher in die USA, um dort republikanische Kongreßabgeordnete auf den Widerstand gegen den NPT einzustimmen; eine Dienstreise, die bei ihrem Auffliegen drei Monate später für einige Verstimmung in US-Regierung und Bundestag sorgte. Auch Armin Mohler bearbeitete den zögerlichen Strauß ausgiebig: Die anstehende Wahl werde über den zukünftigen Stellenwert der Unionsparteien ebenso entscheiden wie über den außenpolitischen Kurs der Bundesrepublik. In diesem Sinne übersandte Mohler dem Parteivorsitzenden im unmittelbaren Vorfeld der Wahl ein – vermutlich mit Hepp abgesprochenes – ultimatives Wahlkampfkonzept; Strauß schlug den Rat seines alten Vertrauten in den Wind und hatte am 28. September 1969 eine krachende Wahlniederlage zu verkraften. Hierüber und über den Beitritt der BRD zum Nichtverbreitungsvertrag enttäuscht, ging Mohler langsam auf Distanz zu Strauß und zur Parteipolitik.

Daß der NPT am 5. März 1970 gleichwohl in Kraft trat, erlebte Marcel Hepp noch knapp mit. Anfang des Jahres war eine fortgeschrittene Krebserkrankung des Rückenmarks diagnostiziert worden, an der »eine der großen Hoffnungen der jungen Rechten« (Mohler) im Oktober mit 34 Jahren in einem Heidelberger Klinikum verstarb. Er hinterließ Frau und Tochter. Auf seiner Trauerfeier hielt Franz Josef Strauß die Grabrede – Armin Mohler registrierte demgegenüber verbittert, daß der Parteichef seinen Intimus während dessen Siechtum nicht ein einziges Mal im Krankenhaus besucht hatte, und wandte sich endgültig vom seines Erachtens feigen Taktierer Strauß ab. In seiner 1973 veröffentlichten Phänomenologie »Der faschistische Stil« beschrieb Mohler den Faschismus als weniger politische, vielmehr ästhetisch-»kalte« Ausrichtung ikonischer Figuren wie Ernst Jüngers und Gottfried Benns, deren Idealtypus jedoch im spanischen Falangistenführer José Antonio Primo de Rivera Fleisch geworden sei – umso bemerkenswerter, daß jener im Geburtsjahr des älteren Hepp hingerichtet worden war und Mohler stets – laut Karlheinz Weißmann – »sich José Antonio wie MH (Marcel Hepp) vorstellte«.

Das kurze Leben und der kometenhafte Aufstieg Marcel Hepps im Kräftefeld eines losen, doch weit ausgreifenden rechtsintellektuellen Netzwerks der Prä-68er-Bundesrepublik zeigen auf, was vor einem halben Jahrhundert in der politmedialen Landschaft des freiheitlich-demokratischen Deutschlands noch machbar war. Ein mächtiger Parteivorsitzender, dessen CSU seinerzeit einen bundesweiten Wahlantritt gegen die liberalisierte Schwesterpartei erwog und der nicht vor der Einbeziehung bedeutender Nonkonformisten in seinen Beraterkreis zurückscheute, und eine noch nicht gänzlich gleichgeschaltete Presselandschaft mit der CSU-Zeitung *Bayernkurier* als finanziell abgesichertem Kampfblatt schufen einen argumentatorischen Freiraum, an dem sich politische wie publizistische Gegner abzuarbeiten hatten.

Vor diesem Hintergrund, der inzwischen selbst ein Betrachtungsgegenstand der Zeitgeschichte ist, hebt sich die heutige Misere umso greller ab – die CSU ist an ihren bayerischen Katzentisch verbannt, der *Bayernkurier* zu einem monatlich erscheinenden Communiqué heruntergekommen, und eine nennenswerte journalistische Gegenöffentlichkeit erschöpft sich zumeist in sauertöpfischen Kommentierungen der jüngsten dpa-Meldungen. Die Antwort auf die Frage nach dem, was machbar sei, wurde 1968ff. auf den Kopf gestellt – und war doch erfolgreich. Nachdem sich die deutsche Parteilandschaft durchgängig als unreformierbar herausgestellt hat, steht lediglich noch eine neue Graswurzelrevolution als Option im Raum. Die »Konservative Front« wäre wohl dabeigewesen. ■

»In der heutigen Situation gibt es vier Wahlkampfthematika, die über Schulhausbauventionen und ähnliches hinausgehen:

1. Gegen den Atomsperrvertrag
2. Gegen die ›Vergangenheitsbewältigung‹ (Verjährungs-Frage)
3. Gegen die ›Mitbestimmung‹, aber für Vermögensbildung des kleinen Mannes
4. Gegen die Aufweicheung der Bundeswehr

Wenn sich die CDU/CSU klar dieser vier Probleme energisch annimmt, gewinnt sie die absolute Mehrheit.«

Armin Mohler an Franz Josef Strauß, zit. nach Karlheinz Weißmann: »Die Gaullisten«, in: *Sezession* 38 (2010)

Literaturhinweise:

Marcel Hepp: *Der Atomsperrvertrag. Die Supermächte verteilen die Welt*, Stuttgart-Degerloch, 1968;

Peter Hoeres: *Außenpolitik und Öffentlichkeit. Massenmedien, Meinungsforschung und Arkanpolitik in den deutsch-amerikanischen Beziehungen von Erhard bis Brandt*, München, 2013;

Ulrich Klug/Marcel Hepp/Karl-Hermann Flach/Mattias Becker: »Die peinliche Verfassung«; in: Hans Abich (Hrsg.): *Versuche über Deutschland. Referate und Gespräche*, Bremen, 1970;

Dirk van Laak: *Gespräche in der Sicherheit des Schweigens. Carl Schmitt in der politischen Geistesgeschichte der frühen Bundesrepublik*, zuletzt Berlin, 2002;

Armin Mohler: »Der faschistische Stil«; zuletzt in: ders.: *Das Gespräch. Über Rechte, Linke und Langeweiler*, Dresden, 2000;

Nils Wegner: *Die deutsche Geschichte geht weiter... Die Brüder Marcel und Robert Hepp und ihr politischer Weg in den 1950er und 1960er Jahren*, Berlin, 2015;

Karlheinz Weißmann: *Armin Mohler. Eine politische Biographie*, Schnellroda, 2011.

Polyamorie

von Ellen Kositzka

Quizfrage: Was haben die Flugpionierin Amelia Earhart, der Mathematiker und Philosoph Bertrand Russell, der romantische Dichter Percy Shelley, die Kinderbuchautorin Edith Nesbit, der Regisseur Dieter Wedel, der Maler Gustav Klimt, die Poetenphilosophen Rainer Maria Rilke und Lou Salomé, der Physiker Erwin Schrödinger, der »Starkoch« Paul Bocuse und der Theologe Karl Barth gemeinsam? Linkshänderei? Sternzeichen Stier? Mitnichten. Schlag nach bei Wikipedia: All diese Prominenten waren oder sind Polyamoristen.

Vielliebende? Wir kennen den Begriff der *Polygamie*, der Mehrehe, und uns fallen normalerweise ein: Der orthodoxe Islam. Die Mormonen. Rainer Langhans. Gemäß Volksmund praktizieren diese unterschiedlichen Gruppen und Menschen eine Art Harembildung, also: Polygynie. Die Vielweiberei verknüpft der gemeine Betrachter mit einem sexualphantastischen Paradies. Indes trifft dies auf die genannten Polygynisten zumindest vordergründig nicht zu. Verkürzt gesagt: Im Islam werden ökonomische Gründe und solche der Witwenversorgung angeführt, bei den Heiligen der Letzten Tage ging es um die »besondere Situation des Neuaufbaus der Kirche« (nur mormonische Kleinstgruppen erlauben heute noch Polygynie), bei Langhans und seinem komplett fruchtlosen fünfköpfigen Harem geht es um (verkehrsbehaftete) Spiritualität, Selbstfindung und viel, viel Gerede, Motto: »Nicht ein Mann hat fünf Frauen, sondern fünf Frauen haben einen Mann.«

Unter Säugetieren ist *Polyandrie* im Gegensatz zur *Polygynie* rar verbreitet. In menschlichen Gesellschaften, auch in der historischen und globalen Übersicht, noch seltener. Im Fall der Vielmännerei ist das Reproduktionspotential der Verbindung auf die Kapazität der Frau beschränkt und somit, pro Person gerechnet, stark begrenzt – in vorzivilisatorischen Gesellschaften und in der Tierwelt ein klarer evolutionärer Nachteil.

Bleiben wir bei den menschlichen Zeitgenossen unseres Kulturkreises. Die lebenslange Einehe hat ihre Zeit schon lange hinter sich, selbst in konservativen Kreisen. Soziologen sprechen von »serieller Monogamie« als dem Normalfall: Ungeachtet des zivilen Standes hat fast jeder im Laufe seines Lebens mehrere sexuelle Beziehungen, die meist für ihre jeweilige Dauer Treue und Exklusivität beanspruchen. Heimliche Seitensprünge mag es seit Menschheitsgedenken geben. Sie bargen früher ein vergleichsweise hohes Risiko: das der Schande, die auf's Ertapptwerden folgte, das der Gefahr, gattenlos (und damit ohne gesicherte Versorgung) Mutter zu werden, und jenseits der praktisch-weltlichen Konsequenzen den definitiven Nachteil der ewigen Verdammnis. All diese Aspekte, sowohl der gesellschaftlich-moralische als auch der versorgungstechnische und der himmlische oder höllische, sind seit Jahrzehnten ausgehebelt – letzterer zumindest, was das irdische Geschick betrifft.

Einen Grundstein zur neuen sexuellen Offenheit hatten die von der Rockefeller-Stiftung finanzierten »Kinsey-Berichte« des amerikanischen

»Treue bedeutet auch, sich selbst, seinen Gefühlen und Wünschen treu zu sein und diese mit seinem Partner zu teilen. In Poly-Beziehungen werden Dritte nicht ängstlich oder entrüstet ausgegrenzt, sondern freundschaftlich und liebevoll einbezogen. (...) Neulich hatte ich einen Mann, der lebt mit der Mutter seiner Kinder und einer gemeinsamen Freundin. Die eine Frau hat einen zweiten Mann, die andere hat immer mal wieder einen Geliebten. (...) Und wenn sich so etwas wie »Dreieinigkeit« einstellt, ist es wunderschön.«

Paartherapeut Markus Bärlocher, selbst polyamant lebend, in: *süddeutsche.de* vom 17. Mai 2010

Sexualforschers Alfred Charles Kinsey gelegt. Sie waren 1954/55 in den USA erschienen und schwappten mit Verzögerung nach Europa. Kinsey berichtete darin über ausschweifende, auch homoerotische und päderastische Sexualphantasien und -praktiken »ganz normaler« Bürger. Die Diskussion, ob eine lebenslange, monogame Ehe ein anstrebenswerter Normalfall sei, nahm hier ihren Lauf.

Um 1968 wurde der bis heute geläufige Spontispruch »Wer zweimal mit derselben pennt, gehört schon zum Establishment« populär, eine winzige Minderheit nahm ihn sich zu Herzen. Wie sehr die Praxis dieser halb witzig, halb provokant gemeinten Parole damals sogar dem *inner circle* als Selbstüberwindung galt, bekannten später prominente 68er-Frauen wie Elsemarie Maletzke: »Zum Establishment wollte ja schon mal keine gehören. Und so hat man sich – manchmal gegen eine innere Stimme – auf schnell wechselnde Beziehungen eingelassen. Es war wichtig, die Eifersucht zu überwinden, das kleinbürgerliche Klammern, das reaktionäre Besitzdenken. Wenn das geschafft war, fühlte sich die Frau recht stolz.« Die Gretchenfragen stellte sich nicht nur Rudi Dutschkes Frau Gretchen: »Ich war nicht prinzipiell dagegen, hatte aber schon ein Problem bei der Vorstellung, mit allen Männern schlafen zu müssen. Noch schwieriger fand ich die Vorstellung, was man mit den Leuten machen sollte, mit denen überhaupt niemand schlafen wollte.« Gefolgt wurde nicht der »inneren Stimme«, sondern (eben nicht seit Menschheitsgedenken, sondern erst in jüngster Zeit üblich) der umgebenden Peergroup.

Einem breiteren Publikum zur Disposition gestellt wurde die sexuelle Bindung an den exklusiven einen Geliebten, die eine Geliebte im Gefolge der 68er-Kulturrevolution. 1972 veröffentlichte das US-amerikanische Ehepaar Nena und George O'Neill den Ratgeber *Open Marriage*, der als *Die offene Ehe* auch in Deutschland ein Verkaufsschlager wurde. Die O'Neills ermutigten, »Fremdgehen« zuzulassen, weil dies ein Vertrauensvorsprung sei, der eine Ehe nur stärke. In der öffentlichen Diskussion wurden vorherige Skrupel nun ins moralische Gegenteil gewendet: Bin ich, weil ich exklusive Treue fordere, ein Besitzdenker? Handle ich gegen die Natur? Ist womöglich nur »freie Liebe« wahre Liebe? Ist es vielleicht nicht wahre Treue, nämlich »Treue zu sich selbst«, seine erotischen Impulse nicht nur »zuzulassen«, sondern ihnen nachzugeben?

Polyamorie nun ist nicht deckungsgleich mit dem heute altbacken anmutenden Begriff der »offenen Ehe«. Versprach letztere gleichsam, aus der Not (der Sehnsucht nach Auffrischung der Libido durch gelegentliche Amouren) eine Tugend zu machen, hat der polyamant Umtriebige nicht das sexuelle »Nebengleis« als Frischzellenkur im Sinn, sondern ist qua Definition an vielfachen, »inkluisiven«, längerfristigen, »emotionalen Beziehungen« interessiert. Gelebte Polyamorie bedeutet also neben vielfältigen pragmatischen Vorkehrungen (Schutz vor unerwünschten Krankheiten und Schwangerschaften, Terminkalenderplanung) vor allem »Beziehungsarbeit«.

Unter Polyamoren muß viel geredet, geklärt und verbindlich geregelt werden: mit dem aktuellen Hauptgegenüber, mit Dritten und sich selbst (»sexuelle Selbstfindung«), so daß viele Polyamore eingestehen, ihre Erwerbstätigkeit zugunsten des Feilung ihres Liebesprofils zurückgesteckt zu haben.

Dies hingegen, das Hintanstellen der Produktivität und die Verrückung des genitalen Lebens in den Vordergrund des Lebensvollzugs, ist keine Nebenwirkung, sondern wurde von den marxistischen Vordenkern der neuen Sexualökonomie bereits kernhaft mitbedacht. Einer der wichtigsten Väter der befreiten Sexualmoral ist Wilhelm Reich (1897–1957), der in der Zwischenkriegszeit mit Titeln wie *Die Funktion des Orgasmus* (1927) und *Die Sexualität im Kulturkampf* (1930) von sich reden machte. Reichs Werke waren sowohl von Nationalsozialisten (als kulturschädlich) als auch von den Kommunisten (als konterrevolutionär) geächtet. Von der 68er-Bewegung wurden sie im Rahmen der Sex-Pol-Arbeit wiederbelebt. Sie dienten dazu, jegliche Familienpolitik als »repressiv« zu brandmarken. Nach Reich unterdrücke die staatliche Unterstützung der monogamen Mann-Frau-Beziehung erstens die sexuellen Bedürfnisse und mache damit krank. Zweitens entstünde durch Einehe und Kleinfamilie ein autoritärer Charakter, der sich willig den Zwängen der kapitalistischen Gesellschaft unterwerfe.

»Um sich beispielsweise vor einem Ausspannen von Partnern oder vor Beziehungskonflikten in ungünstigen Lebensphasen wie der Stillzeit eines Kindes zu schützen, handeln langfristige Partner häufig vorher ein gegenseitiges, im Umfang begrenztes Vetorecht in Bezug auf neue Beziehungen aus.«

Quelle: Wikipedia, »Polyamory«

»Die Frau als Sexualwesen, dazu bejaht und anerkannt, würde den Zusammenbruch der gesamten familiären Ideologie bedeuten.«

Wilhelm Reich: *Massenpsychologie des Faschismus. Zur Sexualökonomie der politischen Reaktion und zur proletarischen Sexualpolitik*, 1934

»Gegenseitige Duldung der erwachsenen Männchen, Freiheit von Eifersucht, war aber die erste Bedingung für die Bildung solcher größeren und dauernden Gruppen, in deren Mitte die Menschwerdung des Tiers allein sich vollziehen konnte. Und in der Tat, was finden wir als die älteste, ursprünglichste Form der Familie, die wir in der Geschichte unlegbar nachweisen und noch heute hier und da studieren können? Die Gruppenehe, die Form, worin ganze Gruppen von Männern und ganze Gruppen von Frauen einander gegenseitig besitzen und die nur wenig Raum läßt für Eifersucht. (...) Was heißt denn das: regelloser Geschlechtsverkehr? Daß die jetzt oder zu einer früheren Zeit geltenden Verbotsschranken nicht gegolten haben. Wenn etwas, so steht dies fest, daß die Eifersucht eine relativ spät entwickelte Empfindung ist.«

Friedrich Engels: *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats*, 1884

Hoffnung schöpfte Reich durch die zunehmende (heute freilich zur Ununterscheidbarkeit vollzogene) Vermischung des Proletariats mit dem Kleinbürgertum. Da der Druck der kulturellen Ansprüche auf das Proletariat niedriger sei als in den »besitzenden Klassen«, träten (Sexual-) Neurosen seltener hervor, zudem sei die Genitalität umso ungebundener, desto schlechter die materiellen Lebensbedingungen sind. Der Proletarier produziere aus seiner Klassenlage heraus sexuelle Vorstellungen und Lebensweisen, die für die Klasseninteressen der Bürger tödlich, für die von Reich anvisierte Gesellschaft aber wünschenswert waren. Erst wenn den bindungsfreien Sexualinteressen von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen freien Lauf gegeben werde, sei eine Befreiung von den (als versklavend empfundenen) Interessen der Wirtschaft möglich.

Den lebendigen und seinerzeit fast unausbleiblichen Folgen des polyamoren sexuellen Handelns stand Reich freilich skeptisch gegenüber: Kinderreichtum empfand er als pathologischen Ersatz für ausgebliebene Sexualbefriedigung, die Rede vom »trauten Heim« als Rückzugspunkt brandmarkte er als »sentimentales Gerede«. Max Horkheimer (1895–1973) als Begründer und Vertreter der Frankfurter Schule und der kritischen Theorie sekundierte Reich in seinem Aufsatz zu *Autorität und Familie*: Die monogame Kleinfamilie beschränke die Sinnlichkeit der Menschen, und die familiär statt kollektiv erzogenen Kinder erlernten das »Lustverbot«.

Die heutigen, durchaus zahlreich verbreiteten Werbeschriften für polyamore Liebesformen klammern die Früchte der Polyamoristen keineswegs aus. Es soll nicht so wirken, als sei die sexuell-emotionale Viellieberei ein Betätigungsfeld für kinderlose Pärchen, die allein in eigener Verantwortung und somit egoistisch handeln. Im Gegenteil, die stets anonym bleibenden Vorzeige-»Polys« haben oft Nachwuchs, denen von Kindesbeinen an das »Konzept Eifersucht« als unlogisch antrainiert wird: Stattdessen herrscht »Mitfreude« beim Papa, wenn Mama ganz offen einen anderen küßt.

Ins öffentliche Bewußtsein getreten ist diese Liebeskonstellation um das Jahr 2012 herum, als der damalige politische Geschäftsführer der Piratenpartei, Johannes Ponader, sich publikumswirksam als »polyamor« bekannte. Das wirkte vielleicht auch deshalb interessant, weil der vegane Ponader nicht nur Arbeitslosengeldbezieher war, sondern mit Sandalen, Halbglatze und »Good-Night-White-Pride«-T-Shirt auftrat, also (in Absehung der inneren Werte) als Mensch mit offenkundiger Verliererattitüde. Das Publikum wurde neugierig: Es mußte wohl etwas dran sein an einer polyamanten Einstellung, wenn ein nach allgemeinem Dafürhalten eher unattraktiver Mensch in gleich mehreren Liebeshäfen ankern kann.

Seit einigen Jahren jedenfalls ist Polyamorie in aller Munde. Bücher mit Titeln wie *Wenn man mehr als einen liebt*, *Treue ist auch keine Lösung*, *Polyamorie und philosophische Praxis*, *III Gründe offen zu lieben* verkaufen sich blendend. Nicht nur die *taz* fragt: »Warum sind wir nicht ehrlich und leben in offenen Beziehungen oder polyamor?«; nahezu sämtliche Zeitungen und Magazine hatten ihre (selten kritischen) Reportagereihen, Erfahrungsberichte und Interview zum neuen *way of love*. Wer wissen will, ob Polyamorie für ihn/sie in Betracht kommt, kann beispielsweise im einschlägigen Fachblatt *fit for fun* nachschlagen. Demnach müssen vier »wichtige Philosophien« beherzigt werden: Selbsterkenntnis, Gleichwertigkeit, Toleranz und Kommunikative Intelligenz.

Das ist alles in allem nicht wenig an Voraussetzung, erklärt aber nicht den Grund, in Mehrzahl zu lieben. Im Tierreich wird monogam gevögelt (90 Prozent der Vogelarten leben monogam), unter Primaten lebt hingegen nur etwa ein Viertel monogam. Zweck der Polygynie ist die möglichst breite Streuung des Erbguts, Zweck der Monogamie ist es, die Aufzucht fremden Erbguts zu verhindern. Polygame Affen haben die Neigung, fremden Nachwuchs zu töten. Laut Friedrich Engels machte erst das Aufkommen des Privateigentums den Menschen zum monogamen Tier.

Die Frage wäre: Entwickelt sich der »vielliebende« Mensch zurück zum Affen? Oder streift er nur hinderliche, widernatürliche, zivilisatori-



sche Bande ab? Da wir, demographisch gesehen, definitiv in einer absoluten Krisenzeit leben, könnte damit ein *anything goes* zur evolutionären Avantgarde erklärt werden. In diese Richtung gehen die Vorstellungen der freisinnigen Milla von Prosch, die 1918 in einem kurzweiligen Briefwechsel mit Hans Blüher (*Sezession* 15/2006) zu bedenken gibt, daß durch »allzu große Ordnung und Gesetzeszwang Durchschnitt und Masse herangezüchtet werde. (...) Die Tatsache, daß in einzelnen Ehen ein bedeutender Mensch und eine Reihe unbedeutender geboren werden, spricht gegen die Dauerehe bei komplizierten Naturen.« Aber ein solcher Trend entwickelte sich nicht: Eher gibt es unter Polyamoren Mütter mit zahlreichen »sozialen Vätern«.

In besonderem Maße hat sich *Die Zeit* seit Jahren des polyamoren Trends angenommen. Im Mai 2015 – die Leserkommentatoren stöhnten: »schon wieder« – brachte sie den ausführlichen Erfahrungsbericht einer (logisch: anonymen) besonders polyamoren Frau: »Nach der Geburt unseres zweiten Kindes waren wir mal auf einer Party, fingen gemeinsam an einen fremden Mann zu massieren, und nach wenigen Minuten fand ich mich auf einem Podest wieder, wo ich quasi im Rampenlicht genommen

»Da der Mann zur Dauerehe die mütterliche Frau mit Recht bevorzugt, geht die Intellektbildung, die bei der Frau mit mehr männlicher Substanzbildung ausgebildeter ist, allmählich zurück. Führer werden kaum noch geboren; in der Verbürgerlichung stört das nicht, das goldene Kalb nimmt alle Gedanken in Anspruch.«

Milla von Prosch an Hans Blüher, in: *Mehrehe und Mutterschaft. Ein Briefwechsel*, 1919



wurde. A. hatte dazu keine Lust und massierte jemand anderen. Später gingen wir lachend gemeinsam zurück zu unseren schlafenden Kindern.«

Die Onlinekommentare zu diesem »lustvollen« Bericht produzierten eine solche Zahl mißmutiger und spöttelnder Leserzuschriften, daß sich die Verantwortlichen zu einer Fußnote mit der vielsagenden Überschrift »Redaktioneller Bildungsauftrag zum Thema Sex und Liebe« genötigt sah: »Wir sehen sehr wohl, daß die Artikel dieser Serie zum Teil kontroverse Reaktionen hervorrufen und wir es hier offenbar mit einem Thema von gesellschaftlicher Relevanz zu tun haben (...). Hier geben Leser preis, wie sie selbst in den von ihnen praktizierten Beziehungsmodellen damit umgehen. Sie zeigen Möglichkeiten jenseits konventioneller Erwartungen an eine Beziehung auf und setzen damit Impulse für eine hochinteressante Debatte.«

Die »hochinteressante Debatte« ist kein Minderheitenthema, sondern gleicht einem überflüssigen Klecks, der mit Wasserfarben auf ein Papier getupft wurde. Er franst aus, kriecht in diese und jene Richtung, so daß bis zur Trocknung das ganze Blatt gewellt ist. Einer durch-und-durch aufgeklärten, rationalisierten, religiös befreiten Gesellschaft müssen polyamore Lebensformen als Gebot der Stunde erscheinen, nicht nur bei besonders freizügigen oder hedonistischen Zeitgenossen.

Die kluge Publizistin Antje Schmelcher (*Feindbild Mutterglück*, 2014) hat sich in einer hübschen Polemik mit dem aktuellen »männerrechtlichen« Bestseller *Geht alles gar nicht* von Heinrich Wefing und Marc Brost auseinandergesetzt: In den kleinen Familien von Brost/Wefing würden nicht nur Arbeitszeiten und Haushalt verhandelt, sondern auch das absolut Private: Liebe und Sex. Schmelcher zitiert die traurigen Auto-

ren: »Denn als wäre das Schweigen nicht schon schlimm genug, fällt häufig irgendwann auch noch der Sex weg. Erst manchmal, dann häufiger, schließlich ganz.«

»Es gibt nur ein Argument gegen die Ehe für alle, die wirklich für alle geöffnet wird. Das sind gesellschaftlichen Normen, die andere Formen der Partnerschaft diskriminieren. Jeder muß heute einen Spießrutenlauf befürchten, der seine Mutter, Schwester oder Bruder heiraten will.«

Frank Lübberding in
FAZ vom 11. Juni 2015

Für diese Notlage gibt es laut Schmelcher zwei Lösungen: »Eine, die rechtskonservative, hat Houellebecq schelmenhaft ausführlich vorgestellt: eine gemäßigte islamische Diktatur, die die Frauen aus der Erwerbsarbeit zieht, die Polygamie für Männer einführt und die Sozialausgaben hochfährt. Folge für die Männer: mehr Sex, kein Haushalt. Oder eben eine linke Diktatur wie bei Huxley. Die Kinder werden kollektiviert, feste Partnerschaften verboten. Folge für alle: mehr Sex, wenig Haushalt. Das jedenfalls ist die geschlechtergerechte Variante. Die Häwelmänner [Schmelcher spielt auf Fontanes überdrehten kleinen Häwelmännchen ein, der stets »Mehr! Mehr« fordert] scheinen mit der ersten Lösung zu liebäugeln, denn sie zitieren eine Studie, nach der die Sexquote um ein Drittel sinke, wenn die Männer auch bügelten und staubsaugen.«

Darf man angesichts solcher Gemengelage ein bißchen rumalbern? Wieso nicht? Und wieso eigentlich: albern? Man denke an Dutzende Szenarien aus eben jenem Bereich, der früher unter »Familienpolitik« subsumiert wurde, längst aber in ein Manegenband mit der Aufschrift *Beziehungen-Reproduktion-Sex-Gender* zusammengefaßt wurde: Wer vor relativ kurzer Zeit (nehmen wir 30 Jahre als überschaubare Spanne) als Politiker, Mediziner oder Medienmensch sich ernsthaft öffentlich und affirmativ mit Adoptionswünschen schwuler Paare, mit der Legalisierung von Geschwister»liebe«, mit vorpubertären Hormongaben zur Verhinderung einer »falschen Pubertät« von Fußballmädchen und Puppenvätern (also potentiellen Trans-Menschen) auseinandergesetzt hätte – er hätte sich vollends ins Abseits gestellt. Heute hingegen wird eine Talkshowteilnehmerin, die homosexuelle Elternschaft für »ungünstig« hält, als »Hexe« gebrandmarkt. Massenmedien wie *Neon* oder *FAZ* berichten verständnisvoll über Männer, die mit Hunden kopulieren, die Bundesregierung spendiert eine Anti-Aids-Werbung, die Promiskuität als Norm darstellt – und eine Zwanzigjährige, die unberührt in die Ehe gehen will, fällt heute unter die Überschrift »Bizarres«.

Also, albern wir in aller Vernunft und mutmaßen wir (für die nähere Zukunft) eine Synthese aus den beiden Lösungen, die Antje Schmelcher aufgeführt hat: Feste, über Jahrzehnte dauernde Paarbeziehungen werden nicht verboten, aber unüblich. Sie gelten bei unter Fünfzigjährigen als vorgezogen, da der Nutzen nicht klar ist. Sie sind unbelehrbaren Romantikern und Religiösen vorbehalten. Staatlich geschätzt oder geschützt werden sie nicht. Heute bereits existierende Studien, wonach Kinder, die in polyamoren Beziehungen aufwachsen, bessere »Startbedingungen« (durch die Mehrzahl an »Bezugspartnern«) haben, werden in dieser Zukunft durch zahlreiche Folgestudien erhärtet. Die heute bereits in Kanada gültige Option, mehrere Eltern für ein Kind einzutragen, wird auf Europa ausgeweitet. Es gibt ein Literaturgenre, genannt »Jealousy-Books«, das vom Großfeuilleton als Kitschkunst abgetan wird (»abgeschmackte Eifersuchtslektüre aus der alten Welt«), aber abseits der Verlagshäuser allen Toptiteln den Rang abläuft. Gegen den televisionären Contest »Der krasseste Sex« gibt es hier und da Protest, vor allem von feministisch-konservativer und religiöser Seite – aber 48 Prozent der EU-Bürger sind live zugeschaltet. Kinder werden kollektiviert, sowohl in der mehrheitlich weißen Gruppe (dort herrschen Staatsprogramm und progressive Pädagogik), als auch in den religiösen Gruppen (dort gilt das glaubensmäßig vorgegebene Programm). Die Zugehörigkeit der Kinder erfolgt bei den weißen, nicht religiös gebundenen Gruppen strikt matrilinear, also gemäß uteriner Deszendenz. Die Frage nach der väterlichen Abstammung gilt als indezent und urgroßväterlich. Männliche homosexuelle Väter unterliegen gesonderten Regeln. Vater Staat steht in jedem Fall bei Versorgungsfragen gerade. Die Frauenerwerbsquote geht gegen 100 Prozent, der Steuersatz ist beträchtlich. Eine Spottfrage lautet: »Ja, willst du deine Kinder am Ende noch im eigenen Haus großziehen?« Mit Arbeits- und Beziehungsterminen ist man weißgott ausgebucht. Und wer mäht den Rasen? Besorgt Müll, Abwasch, Fensterreinigung, Wäsche? Leute aus anderer Herren Länder. Und deren Kinder? Notdürftig kollektiviert. Und deren Haushalt? Leute aus wieder anderer Herren Länder – dort, wo der UN-weite Mindestlohn noch nicht gegriffen hat. Setzen. Liegen. Zersetzen. Ist es das? ■

Autoren dieses Heftes

Prof. Dr. Yoshitaka Fukui, 1962, Studium der Rechts- und Politikwissenschaft in Tokio (LL.B.) und in Pittsburgh/Pennsylvania (Ph.D.), lehrt in Tokio an der Aoyama-Gakuin-Universität (Graduate School of International Management).
Mirage of Rail(way) Renaissance, Tokio 2012

Siegfried Gerlich, 1967, arbeitet freischaffend als Autor und Pianist.
Richard Wagner. Die Frage nach dem Deutschen, Wien 2013
Ernst Nolte. Portrait eines Geschichtsdenkens, Schnellroda 2009

Benedikt Kaiser, 1987, studierte Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung in Chemnitz. Er arbeitet beim Verlag Antaios.
Phänomen Inselfaschismus, Kiel 2013

Ellen Kositzka, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Gender ohne Ende, 3., erweiterte Auflage, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession*.

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).
Deutsche Orte, Band 4 des *Staatspolitischen Handbuchs*, als Herausgeber, Schnellroda 2014

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.
Kann nur ein Gott uns retten? Glauben, Hoffen, Standhalten, Schnellroda 2014

Felix Menzel, 1985, studierte Medien- und Kommunikationswissenschaften, Politik und BWL. 2004 gründete er mit Mitschülern die Jugendzeitschrift *Blaue Narzisse*, die er bis heute betreibt.
Die Ausländer. Warum es immer mehr werden, Chemnitz 2015

Julius Möllenbach, 1965, arbeitet nach einem geisteswissenschaftlichen Studium als freier Publizist und Philosoph und lebt in der Nähe von Berlin.

Dr. Michael Rieger, 1972, ist Literaturwissenschaftler und freier Publizist; er lehrt an der Universität Hamburg. Seit 2012 betreut er das Reinhold Schneider Literaturforum.
»Man reist ja nicht, um anzukommen ...« – *Schriftsteller auf Reisen*, Darmstadt 2011

Thomas Schmidt, 1978, ist Politikwissenschaftler, beschäftigt sich beruflich mit Sicherheitsthemen und gehört zu den Betreibern der Seite www.ernstfall.org.

Nils Wegner, 1987, studierte Geschichts- und Kulturwissenschaften und arbeitet für den Verlag Antaios und das Institut für Staatspolitik.
Die deutsche Geschichte geht weiter ... Die Brüder Marcel und Robert Hepp und ihr politischer Weg in den 1950er und 1960er Jahren, Berlin 2015

Metapolitik und Aufklärung

von Erik Lehnert

Ganz ähnlich wie bei ihrem Vorbild, der Metaphysik, gibt es auch bei der Metapolitik einige Unklarheiten darüber, was sich hinter diesem Begriff verbirgt. Ähnlich ist beiden nicht nur der Anspruch, hinter das Offensichtliche und Greifbare zu schauen, sondern auch, daß ihre Verächter ihnen gegenüber regelmäßig den Verdacht hegen, sie spielten nicht mit offenen Karten. Kann man der Metaphysik wahlweise unterstellen, mit ihr beginne der Irrweg neuzeitlichen Denkens (Heidegger) oder sie sei lediglich eine Ansammlung von Scheinfragen, die den Menschen davon abhalten, die Wirklichkeit zu erfassen (Positivismus), liegen die Dinge bei der Metapolitik etwas einfacher. Ihr gegenüber wird regelmäßig der Vorwurf erhoben, eine Art Dunkelmännerpolitik zu sein, die im Hintergrund die Strippen ziehe und damit die demokratische Hochschätzung von Mehrheitsentscheidungen und Transparenz verrate.

Auch hier verbirgt sich hinter der Anklage der Positivismus, der davon ausgeht, daß Politik eine öffentliche Angelegenheit sei und sich politisches Handeln darin zu erschöpfen habe. Metapolitik steht im Geruch des Vordemokratischen, in dessen Raum es einflußreichen Männern gefalle, das Volk zu manipulieren und zu betrügen. Nicht wenige geben sich mit dieser Ansicht zufrieden und beschränken sich darauf, genau das zu glauben. Gegen solcherart »Bescheidwissen« kann anspruchsvolles Denken nichts ausrichten, denn es ist ja bereits der Anspruch, der sich hinter dem »Meta« verbirgt, in Abrede gestellt. Dabei meint »Meta« nichts Übersinnliches, sondern einen erkenntnisgeleiteten Blick, der hinter die Dinge, hinter den Schein, auf die Prinzipien und Bedingungen, die sie konstituieren, schaut. Bei der Metaphysik mag das manchmal um der Erkenntnis selbst geschehen. Die praktische Anwendbarkeit metaphysischer Erkenntnisse bleibt ein Wagnis mit offenem Ausgang. Selbst Platon mußte zugeben, daß ihn sein Nachdenken nicht dazu befähigt hat, einen Musterstaat einzurichten, als er auf Sizilien die Gelegenheit dazu bekam.

Beim Blick hinter die Politik liegt der Verdacht nahe, daß die Erkenntnis vor allem dazu dient, mit ihr einen besseren Zugriff auf die Wirklichkeit zu haben. Der Vorwurf lautet: Manipulation eines Vorgangs, der politischen Willensbildung, dem eine Mehrheit aus irgendeinem Grunde eine Urwüchsigkeit zubilligt, die ihn von allen anderen menschlichen Handlungen unterscheiden würde. Aber jedem ist insgeheim klar, daß Nachdenken Konsequenzen hat. Was ihm auf dem Gebiet der Philosophie vielleicht egal ist, macht ihm im Bereich der Politik daher Angst.

Bei der Metapolitik besteht dazu zunächst kein Anlaß, denn sie ist ein im besten Sinne aufklärerisches Projekt, wenn man darunter mit Kant das Ziel versteht, sich seines Verstandes ohne Anleitung eines anderen zu bedienen. Dennoch ist der Vorwurf nicht völlig absurd, wenn man bedenkt, daß sich ein nicht geringer Teil der Aufklärer in Freimaurerlogen und Geheimgesellschaften versammelte, um dort ein nur Eingeweihten zugängliches Geheimwissen zu pflügen. Der Terminus »Metapolitik« ent-

»Und wenn ein Fürst so klug regiert, daß die Untertanen seiner bedürfen, so ist er ihrer Treue sicher. Aber Fürsten, die vor dem Feinde geflohen sind und sich darauf verlassen haben, daß das Volk sie zurückrufen werde, haben sich meist bitter getäuscht. Wen sein Mut verläßt, um den ist es geschehen.«

Machiavelli: *Der Fürst*

stammt jedoch nicht solchen Zirkeln, sondern den Naturrechtsschriften des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Der Staatsrechtler Ludwig August von Schlözer hat ihn als »Untersuchung des Menschen vor dem Staat« definiert. Es geht um die vopolitische Natur des Menschen und die daraus folgenden Konsequenzen für die Staatsbildung. Die Frage lautet, wie sich Staatsbildung erklären und rechtfertigen lasse. Erst allmählich wird daraus die Lehre vom Staat, die der praktischen Politik vorauszugehen hat, wie sie implizit bereits in der Antike zu finden ist.

Die Ahnenreihe der Metapolitik reicht weiter zurück als nur in das klassische Zeitalter der Aufklärung. Es beginnt mit Platons *Staat*, der den Staat aus der Tugend der Gerechtigkeit herleitet und damit eine Idee des Staates bietet, die für die abendländische Geschichte das Nachdenken über den Staat in eine bestimmte Richtung gelenkt hat. Aristoteles spricht den Grundgedanken in prägnanter Knappheit aus, wenn er sagt: Der Mensch ist von Natur zum staatlichen Leben bestimmt, er ist ein politisches Wesen. Ebenso wird man Machiavellis *Fürsten* zu den metapolitischen Grundlagenwerken zählen müssen. Die Reihe ließe sich durch die Klassiker der Staatsphilosophie oder Politischen Philosophie fortsetzen: Mores *Utopia*, Hobbes *Leviathan* bis hin zu den vorrevolutionären Schriften von Locke, Montesquieu und Rousseau und schließlich Kants *Metaphysik der Sitten*.

Sie alle treiben Metapolitik im doppelten Sinne: Sie wollen ergründen, welche Kräfte in der Politik wirken, und sie wollen mittels dieser Erkenntnis Politik beeinflussen. In Schlözers Vorlesungen saßen mit Stein und Hardenberg zwei angehende Politiker, die wenige Jahre später dafür gesorgt haben, daß ein zerrissenes, gedemütigtes und zum Vasallen gedrücktes Preußen eine Wiedergeburt erleben konnte. Schlözer hat ihnen kein Programm diktiert, sondern Grundlagen vermittelt und als Aufklärer die Konsequenz aus den Ereignissen um 1789 gezogen, daß, wenn man die Welt schon nicht so einrichten kann, wie man es gern hätte, es in der Politik zumindest Faktoren gibt, die über Sieg und Niederlage entscheiden.

Wir müssen mit Clausewitz nicht den nächsten Aufklärer heranziehen, sondern können in der Geschichte der Kriegskunst bis ins Alte China zurückgehen und werden bereits bei Sunzi (6. Jahrhundert v. Chr.) fündig. Der Ausgangspunkt ist die Bewertung der Lage. Sunzi nennt dazu fünf Gesichtspunkte, die jeder Heerführer bewerten muß, wenn er erfolgreich sein will: Moral, Klima, Gelände, Führung und Ordnung. All das läßt sich auf das Feld der Politik übertragen, insbesondere, wenn man wie Sunzi davon ausgeht, daß die Kriegsführung dem Prinzip der Täuschung gehorcht: »Wer auf Gewinn aus ist, wird geködert ... wer reizbar ist, wird provoziert.« Letztendlich ist Metapolitik nichts anderes als eine politische Lagebeurteilung, die von der Frage ausgehen muß, wer der Feind ist, wo er steht und mit welchen Mitteln er den Kampf führt. Dieses rückhaltlose Befragen hat auch für einen selbst Konsequenzen, weil man sich selbst schonungslos beurteilen muß.

Allerdings gilt es auch hier, in der Selbstkritik Maß zu halten. Es muß einen Bereich geben, der nicht verhandelbar ist, der gleichsam den Grund des Engagements bildet. Rivarol, der frühe Kritiker der Französischen Revolution, hat den Zusammenhang deutlich gesehen: »Es wäre sträflich, einem Fremden unsere Festungspläne auszuliefern, er hätte den Schlüssel zum Königreich.« Auch wenn er mit dem Königreich sein eigenes Gewissen meint, an dem die »feinsten, peinlichsten Fragen des Rechts und der Moral entschieden werden«, ist die Analogie zum Politischen doch deutlich. Auch wir werden dem Fremden den Zugriff auf den Rückhalt unserer Tugend verweigern, weil die Konsequenz klar sind: »Wenn man jene Pforte zeigt, würde bald die Gier und alle Spitzfindigkeit der Leidenschaft eindringen und das Gewissen in seinem letzten Horte vergewaltigen.«

Denn Aufklärung ist, das zeigt auch das Beispiel der Metapolitik, ein zweischneidiges Schwert. Einerseits hat sie dazu geführt, daß die Selbsterhaltung eines Volkes in Form der Nation zu einem politischen Programm erhoben wurde. Andererseits hat das Ergründen der Zusammenhänge zu einem automatischen Infragestellen geführt. Denn wenn ich weiß, wie etwas funktioniert, stellt sich die Frage, ob es gut ist, daß es so funktioniert und ob es nicht doch besser wäre, wenn es anders funktionieren würde. Wenn ich das alles aus Gründen der Tradition unangetastet lasse, haben wir zwar ein konservierendes Moment, aber eines, das nicht lebensfähig sein dürfte.

»Wenn auch die Bürger von verfassungsfeindlichen Meinungen angesteckt, unterdrückt und gekränkt sind, sie empören sich trotzdem nicht, wenn sie keine Aussicht auf Sieg haben. Man erträgt Schweres aus Furcht vor noch Schwere-rem. Damit in den Unzufriedenen die Hoffnung auf Sieg entstehe, muß ihre Zahl groß sein, sie müssen über die nötigen Mittel verfügen, zueinander Vertrauen haben und Einen als Führer achten, dem sie freiwillig gehorchen.«

Hobbes: *Der Bürger*

»Es ist nicht wahrscheinlich, daß man in politischen Sachen wesentlich Neues, noch nie Gedachtes und Versuchtes erfinden könnte, das praktisch durchführbar wäre.«

Spinoza: *Politischer Traktat*

»Der Sinn des Buches ist ... zu zeigen, daß die Frage der Eroberung und Verteidigung des Staates kein politisches, sondern ein technisches Problem ist, daß für die Kunst, den Staat zu verteidigen, dieselben Grundsätze gelten wie für die Kunst, ihn zu erobern, und daß die für einen Staatsstreich günstigen Umstände nicht notwendigerweise politische und soziale sind und nicht von der Gesamtsituation des betreffenden Landes abhängen.«

Malaparte: *Technik des Staatsstreiches*

Man kann wie die Gebrüder Gerlach mit dem Argument der gottgefühten Ordnung gegen Bismarck kämpfen und wird verlieren, wenn die Zeit sich gewandelt hat. Gegen den metapolitischen Umschwung, den die Aufklärung, die Französische Revolution und die Entstehung der Nationalstaaten bewirkten, kann man nur konstatieren, wie es Graf Chojnicki in Roths *Radetzky* tut: »Die Zeit will uns nicht mehr! Diese Zeit will sich erst selbstständige Nationalstaaten schaffen! Man glaubt nicht mehr an Gott. Die neue Religion ist der Nationalismus. Die Völker gehn nicht mehr in die Kirchen. Sie gehn in nationale Vereine. Die Monarchie, unsere Monarchie, ist gegründet auf der Frömmigkeit: auf dem Glauben, daß Gott die Habsburger erwählt hat, über soundso viele christliche Völker zu regieren.« Daß es diese Welt nicht mehr gibt, ist bedauerlich. Es war die schönere Welt, sie wurde abgelöst durch eine Welt, die in vielem unerbittlicher agiert als es sich die alte auszudenken vermocht hätte. Aber es ist im politischen Sinne belanglos, so etwas festzustellen.



Robert ParkeHarrison: »The Collector«

Daß es eine Dialektik der Aufklärung gibt, haben nicht zuletzt Adorno und Horkheimer erkannt. Dabei ging es ihnen weniger um die konservativen Vorwürfe an die Aufklärung, etwa daß sie durch Reflexion zersetze, sondern darum, daß die Aufklärung wieder einen neuen Mythos schaffe, der darin besteht, alles schon von vornherein zu wissen, weil sie der Meinung sei, den Schlüssel zu haben, und das Denken zu einem automatischen Prozeß degradieren: »Denn Aufklärung ist totalitär wie nur irgendein System.« Dieser Weg führt direkt in die Ideologie, mit der entsprechenden Kohärenz und den bekannten Wertgegensätzen, die schon von den Gegenaufklärern als Manichäismus gescholten wurden. Vor diesem Problem steht die Aufklärung und es ist ein sicheres Indiz dafür, daß es sich um einen immer wiederkehrenden Zustand handelt, wenn die großen Kritiker der Ereignisse von 1789, die Gegenaufklärer, sich im Grunde derselben Prinzipien bedienen, um eben diese Aufklärung zu bekämpfen.

Insofern wird jede Situation, jede Lage die Frage nach dem Feind neu beantworten müssen. Der in diesem Zusammenhang vielzitierte Kommunist Antonio Gramsci hat seine Frage ebenso angepaßt. Der Feind, die bürgerliche Gesellschaft, stand fest. Das Mittel, diese zu besiegen, war die Revolution. Seine metapolitischen Lehrmeister Marx und Engels hatten ihm erklärt, daß die Diktatur des Proletariats nur möglich ist, wo die bür-

gerliche Gesellschaft an ihren eigenen Widersprüchen angelangt ist. Je höher entwickelt ein Land, umso eher kommt die Revolution zum Ziel. Das hatte sich nach Rußland als falsch erwiesen, weshalb er sich die Unterschiede zwischen den westlichen Industrienationen und Rußland genauer ansah. Der Faktor, der ihm bei seiner Lagebeurteilung übrig blieb, war die Zivilgesellschaft, die es in Rußland nicht gegeben hatte und die im Westen den Sieg der Revolution verhinderte. Diese Zivilgesellschaft mußte mittels Kulturrevolution auf die politische Machtübernahme vorbereitet werden.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß Metapolitik in der Regel für diejenigen ein Thema ist, die mit den gegenwärtigen Zuständen und der Politik unzufrieden sind. Ihnen ist klar, daß sie unter den gegenwärtigen Umständen keine Chance haben, politisch wirksam zu werden. Die Verächter der Metapolitik halten das für einen sinnlosen Zeitvertreib, weil ihrer Meinung nach Politik in einer Parteiendemokratie mittels Partei und Wahlteilnahme gemacht wird, oder für gefährlich, weil Metapolitik die Grundlagen ihrer Herrschaft in Frage stellt. Wenn es also um die »verborgenen Grundlagen des Gesellschaftsaufbaus« (de Maistre) geht, dann weil es nicht um Partizipation am politischen Betrieb geht, sondern um die Grundlegung eines Wandels im objektiven Geist.

Es kann also nicht darum gehen, in ewiger Selbstreflexion die Grundlagen zu hinterfragen und am Ende mit dem Ergebnis dazustehen, daß uns der Niedergang schon recht geschehe und wir nicht besser als die anderen seien. Wenn es in der Politik laut Max Weber darum geht, die »eigene Art« zu erhalten, und dazu zählt eben auch die Kultur, die sie repräsentiert, dann wird Metapolitik sich darum zu kümmern haben, was erhaltenswert ist und wie es erhalten werden kann, sie muß partikuläre Interessen formulieren und durchsetzen. Das gilt auch und gerade, wenn die politische Elite des Landes keine Anstalten macht, in diesem Sinne tätig zu werden und damit nicht nur ihre Herrschaft, sondern die Lebensgrundlage unseres Gemeinwesens gefährdet.

Nach Rivarol ist das Volk »Kraft, seine Regierung ist Werkzeug; ihre Verbindung bewirkt politische Macht. Trennt sich die Kraft von ihrem Werkzeug, so entschwindet die Macht. Wenn das Werkzeug zerstört ist und die Kräfte bleiben, gibt es nur noch Zuckung, Krampf oder Wut; und wenn das Volk sich von seinem Werkzeug, das heißt von seiner Regierung, trennt, gibt es Revolution.« Herrschaft bedeutet Erhaltung des Zusammenhanges. Wenn dieser nicht mehr gewährleistet ist, wird es ernst. Das zu erkennen, ist heute schwieriger, weil der objektive Geist, der Zeitgeist oder auch die gegenwärtige Mentalität keine Vorstellung davon hat, was Politik bedeutet. Alles scheint politisch zu sein. In Abwandlung eines Nietzsche-Satzes wird die »Gesundheitslehre des Lebens« lauten: das Unpolitische und das Metapolitische sind die natürlichen Gegenmittel gegen die Überwucherung des Lebens durch das Politische, gegen die politische Krankheit. Diese zeigt sich darin, daß es kaum noch unpolitische Räume gibt, Räume, in denen nicht das Freund-Feind-Denken regiert. Doch das Politische ist eben nur eine Kategorie des Lebens. In ihr sind Differenzen verboten, die im persönlichen Umgang im Unpolitischen geboten sind. Daß die Familie als politischer Raum begriffen wird, zerstört die Familie. Daß das Politische mit Moral vermischt wird, zerstört das Politische.

Metapolitik kann keinen neuen Mythos schaffen. Das ist etwas, was sich der Machbarkeit entzieht. Sie kann aber die Bedingungen dafür schaffen, daß sich die Lücke wieder schließt, die sich zwischen Wirklichkeit und Ideologie aufgetan hat. Deren Ursachen hat Johan Huizinga bereits 1935 beschrieben: »Es ist eine Verkümmern des intellektuellen Bewußtseins mit im Spiel. Das Bedürfnis, über verstandesmäßig erfäßbare Dinge so exakt und objektiv wie möglich zu denken und dieses Denken selbst kritisch zu prüfen, wird schwächer. Eine weitgehende Trübung des Denkvermögens hat sich vieler Geister bemächtigt. Jede Abgrenzung zwischen den logischen, den ästhetischen und den affektiven Funktionen wird absichtlich vernachlässigt.« Es kann in der gegenwärtigen Lage, in der der Gegner noch über eine halbwegs intakte Moral, Führung und Ordnung verfügt, nichts anderes geben, als die Stärkung der Urteilskraft überhaupt als Ziel auszugeben. Nur dann wird deutlich werden, daß es sich bei Moral, Führung und Ordnung des Gegners um einen Scheinzustand handelt, der nur deshalb als gefestigt angenommen wird, weil das Zutrauen in die eigene Beurteilung der Lage nicht ausreichend ist. ■

»Wenn man bedenkt, daß man immer jemand anderem in die Hände spielt, was man auch unternehmen mag, so kommt es eben darauf an, daß man sich in jeder Weise bemüht, das eigene Spiel richtig zu spielen, nämlich klar zu gewinnen.«

Gramsci: *Gefängnishefte*

Literaturhinweise:

G. Engemann: *Meisterwerke der Staatsphilosophie*, Berlin/Leipzig 1923;

M. Forscher/A. Hügli: »Metapolitik«, in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Band 5, Basel 1980;

Antonio Gramsci: »Aus den Gefängnisheften«, in: ders.: *Zu Politik, Geschichte und Kultur. Ausgewählte Schriften*, Leipzig 1980;

Max Horkheimer / Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente* (1944), Frankfurt a.M. 1969;

J. Huizinga: »Im Schatten von morgen« (1935), in: ders.: *Schriften zur Zeitkritik*, Zürich/Brüssel o.J.;

Ernst Jünger: *Rivarol*, Frankfurt a.M. 1956;

Curzio Malaparte: *Technik des Staatsstreichs*, Karlsruhe 1968;

Sunzi: *Die Kunst des Krieges*, aus dem Chinesischen übertragen und mit einem Nachwort versehen von Volker Klöpsch, Frankfurt a.M./Leipzig 2009;

Karlheinz Weißmann: »Politik und Metapolitik«, in: *Sezession* 57 (2013).

Notizen zu einer Wallfahrt nach Chartres

von Martin Lichtmesz

I. Wenn ich mich auf eine Reise begeben, packe ich stets ein paar Bücher ein, die mit Ziel und Sinn der Fahrt zu tun haben. Meistens beschwere ich damit mein Gepäck nur unnötig, da ich unterwegs in der Regel kaum zum Lesen komme. Wichtiger ist ihre symbolische Anwesenheit; sie reisen mit mir wie Totems oder vielmehr Genien, lebendige Gefährten. Als ich am 19. Mai 2015 nach Paris aufbrach, waren es die folgenden Titel: *Unterwerfung* von Michel Houellebecq; *Die Kathedrale* von Joris-Karl Huysmans; eine Auswahl aus den Schriften von Charles Péguy; zwei Romane von Jean Raspail, *Das Heerlager der Heiligen*, an dessen Neuübersetzung ich zu diesem Zeitpunkt arbeitete, und *Sire*. Diese Bücher sind über eine Vielzahl von thematischen Fäden miteinander verknüpft, von denen ich einige in meiner eigenen Hand zusammenlaufen sah.

Ich kam nach Frankreich, um die Kathedrale von Chartres zu sehen – ein Traum, der seit zwei Jahren stetig in mir angewachsen war. Inspiriert hatte ihn, wie bei so vielen anderen vor mir, das Beispiel Péguys. Als Apostat der sozialistischen Partei hatte sich Péguy zunehmend dem katholischen Christentum zugewandt, damit auch dem vormodernen, dem ewigen, sakralen Frankreich Ludwigs des Heiligen und der Jeanne d’Arc, der er zwei große Versdichtungen widmete. Dieses Frankreich kristallisierte sich für ihn im Bild der großen Kathedrale. Am 14. Juni 1912 brach er zu seiner ersten Fußwallfahrt von Paris nach Chartres auf, um der Jungfrau Maria seine Fürbitten für seinen lebensgefährlich erkrankten Sohn darzubringen. Er wiederholte diese Pilgerreise im Juli 1913 und ein letztes Mal im April 1914. Fünf Monate später war er tot, gefallen für die »patrie charnelle«, das »fleischliche Vaterland«, am 5. September 1914, dem Vorabend der Schlacht an der Marne, im Alter von nur 41 Jahren. Später folgten viele enthusiastische Leser Péguys Spuren. 1953 berichtete Hans-Urs von Balthasar über »abertausend Studenten«, die nach Péguys Vorbild alljährlich gen Chartres zogen, unter ihnen »Juden und Heiden«. In den Kanon der französischen Literatur ist insbesondere das Gedicht »Darbringung der Beauce an unsere Liebe Frau von Chartres« eingegangen: »Seefahrer wir zu deinem Dome streben. / Ein Kranz von Feimen ist von fern zu sehen, / Reich und abseits, wie runde Türme stehen, / Kastelle sich vom Admiralsschiff heben.«

Heute wird die Wallfahrt, die am Pfingstamstag vor der Notre Dame de Paris beginnt und am Pfingstmontag vor der Notre Dame de Chartres endet, vom traditionalistisch-katholischen Milieu Frankreichs getragen und von der Priesterbruderschaft St. Petrus organisiert. Bis zu 10000 Menschen nehmen daran teil. Unter der Leitung der Piusbrüder ziehen zur selben Zeit andere Pilgerscharen in die entgegengesetzte Richtung. Mir erschien es allerdings wenig reizvoll, in Chartres zu beginnen und in der Großstadt zu enden, als würde man von einer Bergspitze ins Tal hinabsteigen. In der flachen, von weiten Kornfeldern gesäumten Landschaft der Beauce ist die Kathedrale die alleinige, unbestrittene Herrscherin; sie erhebt sich über dem Landstrich wie eine Gralsburg, deren charakteristi-

»Jene Kreuzzüge, die ganze Völker versetzten, die einen Erdteil auf den anderen warfen, sind zurückgeflutet auf uns, bis in unsere Häuser. Die Ungläubigen, einzeln oder gebündelt, umrißlos oder bestimmt, unförmig oder geformt, allenthalben verbreitet, verankert im öffentlichen Recht – und mehr noch die Ungläubigkeiten, die Treulosigkeiten haben den Kampf bis zu uns zurückgeschlagen. Der Geringste von uns ist ein Soldat. Der Geringste von uns ist buchstäblich ein Kreuzfahrer. Alle unsere Häuser befinden sich heute in *periculo maris*, sind vom Meer bedroht. Der Heilige Krieg ist überall. Er währt ununterbrochen.«

Charles Péguy: *Un nouveau théologien* (1911)

sche Turmspitzen man bereits auf etwa zwanzig Kilometer Entfernung erspähen kann. Chartres gilt zudem als besonders vollendetes Bauwerk der Gotik, gerade wegen ihrer in sich ruhenden, majestätischen Nüchternheit, die weit entfernt ist vom »Flamboyant« späterer gotischer Kathedralen.

Monate vor Pfingsten fing ich an, mich wie ein zunehmend Besessener mir ihr zu beschäftigen, und fraß so ziemlich alles, was ich über sie finden konnte, von seriöser kunstgeschichtlicher Literatur bis zu spekulativen Schmökern über die esoterische Bedeutung dieses in der Tat rätselhaften und hochkomplexen Bauwerkes, das gleichermaßen Abbild des Kosmos, des göttlichen Heilsplanes und der Welt des Hochmittelalters ist, die vielen modernen Köpfen, die die Moderne zu überwinden suchten, als unwiderstehliches Paradigma einer absoluten – lichten und nicht finsternen! – Gegenwart erschien, die näher an Gott wie auch der Erde war als ihre eigene aufgeklärte, säkulare, entzauberte Zeit. Diese Liste ist lang und schillernd: Sie reicht von den frühen Romantikern bis zu den späten Décadents, von Gilbert Keith Chesterton zu Egon Friedell, von Henry Adams über Drieu La Rochelle bis zu den Anhängern der Guénon-Schule. Nicht zu vergessen natürlich Huysmans: *Die Kathedrale* (1898) war der dritte Teil seines quasi-autobiographischen Romanzyklus, dessen Held Durtal, angewidert vom Materialismus seines Zeitalters und von seinem eigenen lasterhaften Leben, sich vom satanisch versuchten Dandy zum büßenden Laienbruder entwickelt. In Chartres taucht Durtal tief in die Mysterien des Glaubens hinab, die sich ihm, dem überzivilisierten Ästheten, vor allem über die Schönheit der Formen offenbaren: der Liturgie, der harmonischen Architektur, der Wohlgerüche, der atemberaubenden Glasfenster mit ihren »azurblauen Flammen«.

In seinem Roman *Unterwerfung*, der eine islamische Machtübernahme in einem Frankreich der nahen Zukunft schildert, läßt Michel Houellebecq einen 44jährigen Literaturprofessor, seines Zeichens Experte für Huysmans, einen ähnlich Weg beschreiten wie Durtal. Aus der Sackgasse eines entwurzelten, sinnentleerten Lebens, in dem allenfalls der Sex – vom Autor wohl absichtlich abstoßend beschrieben – ab und zu einen flüchtigen Trost bietet, führt im Roman nur die Konversion zum Islam, den der Autor listig als stabilisierendes Heilmittel für eine kranke und innerlich haltlose Gesellschaft schildert. Ehe er zu diesem finalen Schritt bereit ist, sucht François in den Resten des Katholizismus nach einem göttlichen Funken: in der Abtei von Ligugé, wohin sich einst Huysmans zurückgezogen hatte, beginnt er sich rasch zu langweilen, und ebenso ergebnislos ist seine Reise zum Wallfahrtsort Rocamadour in den Pyrenäen. Zu Füßen der »schwarzen« Madonna, eines Typus, den man auch in der Krypta von Chartres findet, fühlt er vor allem eine unendliche Distanz: die »übermenschliche«, »beinahe furchteinflößende« Gestalt der Muttergottes löst seine Individualität geradezu in Nichts auf; er findet keinen Zugang zu dem »vollständig verschwundenen Universum«, das sie und das königlich-unkindliche Jesuskind in ihren Armen bezeugen.

Unmittelbar danach besucht François eine Lesung aus Werken von Péguy. Angesichts des eher zahm wirkenden Publikums fragt er sich jedoch, »was diese jungen, menschenfreundlichen Katholiken von Péguy, von seiner patriotischen und ungestümen Seele« überhaupt noch verstehen. Ihm selbst bleibt der Zugang zu den Quellen des alten, heiligen Frankreich verschlossen. Der Islam lockt ihn allerdings auch durch eine Reihe materieller Vorteile, die ihm die neuen Machthaber in Aussicht stellen. In einem Interview mit dem *Spiegel* (10/2015) äußerte Houellebecq: »Persönlich bin ich überzeugt, daß noch viel Kraft im Katholizismus steckt. Ich glaube, er hat Zukunft, obwohl sich die Entwicklung im Buch anders darstellt.« Überraschend po-

»Kurz, Notre-Dame von Chartres war mit der Farbe ihrer Steine und ihrer Scheiben eine Blondine mit blauen Augen. Sie stellte sich als blonde Fee dar, als hochgewachsene, schlanke Jungfrau mit ihren weitgeöffneten Azuraugen, umrahmt von den hellen Lidern ihrer Rosetten. Sie war die Mutter eines nordischen Christus, eines Christus der flandrischen Primitiven, der im himmlischen Ultramarin thronte und den, wie eine rührende Erinnerung an die Kreuzzüge, die orientalischen Teppiche der Glasfenster umgaben.«

Joris-Karl Huysmans: *Die Kathedrale* (1898, dt. 1990)



Marschgepäck

»Ich glaube, daß ein historischer und politischer Zyklus, der mit der Französischen Revolution 1789 begann, sich dem Ende zuneigt. Das republikanische Modell mit seinem Freiheits- und Gleichheitsideal zerbricht. Es hat den Menschen ein Versprechen gegeben, das es nicht halten kann. Wir wohnen einer Rückkehr des Religiösen bei. Ein Paradigmenwechsel, ein Prozeß der Respiritualisierung ist im Gang.«

Michel Houellebecq,
Interview mit dem
Spiegel (10/2015)

»Ich wußte, daß ich den entscheidenden Moment meiner Entwicklung erreicht hatte, als ich mich gezwungen sah, mich selbst als eine Art uneheliches Kind des Westens zu erkennen; denn sobald ich die Linie meiner Vergangenheit zurückverfolgte, fand ich mich nicht in Europa, sondern in Afrika wieder. Und das bedeutete, daß ich mich Shakespeare, Bach, Rembrandt, Paris, der Kathedrale von Chartres und dem Empire State Building mit einer besonderen Haltung näherte, auf subtile, aber tiefgreifende Weise. Dies waren nicht wirklich meine Schöpfungen, sie erzählten nicht meine Geschichte. Ich würde in ihnen umsonst ein Spiegelbild meiner selbst suchen. Ich war ein Eindringling; dies war nicht mein Erbe.«

James Baldwin, afro-amerikanischer Schriftsteller (1924–1987): *Notes of a Native Son* (1955)

sitiv äußerte er sich über junge Katholiken, die er während der Proteste gegen die Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe kennengelernt hatte: »... eine neue Generation junger Katholiken, modern, offen, sympathisch, brüderlich, leuchtend, wie ich sie nie gesehen hatte. Ganz anders als die alten Traditionalisten oder die Progressisten, die in Wahrheit verkappte Protestanten sind.« Wenig Chancen gibt der Autor dagegen den geistigen Grundlagen der liberalen Moderne: bald werde sich die Aufklärung selbst erledigt haben, und einer »Rückkehr des Religiösen« den Weg bereiten. Ich möchte behaupten: Die ganze Raffinesse und Tiefe von *Unterwerfung*, einem Buch, das gnadenlos durch die Kulissen der heute obligatorischen linksliberalen Weltsicht blickt, kann man wohl nur als »rechter« Leser vollauf erfassen.

II. Thorsten Hinz (*Junge Freiheit*) und Alexander Pschera (*Vatican-Magazin*) wiesen zu Recht darauf hin, daß Jean Raspails *Das Heerlager der Heiligen* als Komplementärstück zu Houellebecq gelesen werden kann, vielleicht sogar muß. Die Ausbreitung des Islams hängt direkt mit der jahrzehntelangen Flutung Europas durch außereuropäische Völker zusammen. Wer heute Paris besucht, kann mit dem bloßen Auge erkennen, daß Frankreich als »patrie charnelle« demographisch weitgehend am Kippen ist. Das Straßenbild wird stark geprägt von Schwarzafrikanern und Maghrebiniern, die in manchen Stadtteilen schon in der Mehrheit sind. Manchmal betritt man in Paris unversehens eine Nebenstraße, die ausschließlich von Schwarzen bevölkert ist, häufig junge, unruhige Männer, die weiße Passanten mit gereizten und feindseligen Mienen anblicken. Der Anstieg dieser Noch-Minderheiten macht sich bereits selbst in einer Provinzstadt wie Chartres bemerkbar. Es liegt auf der Hand, daß diese Entwicklung auf die Dauer zu einem fundamentalen Bruch mit der noch verbliebenen kulturellen Kontinuität des Landes führen wird. Da wäre etwa die einfache Tatsache, daß sich künftige afrikanisch-arabische Populationen allein physisch kaum mehr in den Menschen wiedererkennen werden, die auf den Gemälden im Louvre oder auf den Fassaden der Kathedralen dargestellt sind.

Man muß allerdings präzisieren: der Bevölkerungsaustausch macht einen Bruch der Kontinuität biologisch manifest, den die »Stammfranzosen« bereits selbst im geistigen Sinn vollzogen haben. Es hat sich erfüllt, wovor der später zum sufistischen Islam konvertierte René Guénon 1927 warnte: daß die größte Gefahr, die dem »Westen« drohe, aus ihm selbst heraus erwachse.

Gleichzeitig steht Frankreich Deutschland kaum mehr nach, was den »Schuldkult«, den nationalen Selbsthaß und die Adoption einer Art Holocaust-Zivilreligion betrifft. Die Wochenzeitung *Valeurs actuelles*, die *Junge Freiheit* Frankreichs, brachte Ende Mai ein achtseitiges Dossier über diese Tendenz unter dem Titel: »Genug mit der Reue!«. Daß die »Erinnerungspolitik«, die insbesondere die Sünden des Kolonialismus immer wieder aufs neue einklagt, einseitig angewandt wird, versteht sich von selbst: die »stammfranzösische«, weiße Jugend wird mit Schuldgefühlen gefüttert, die Kinder der ehemals Kolonisierten mit Ressentiments und Rachegehlüsten. Wie immer steht auch hier der »Antirassismus« für eine Politik, die den Rassenhaß und die Fragmentierung der Gesellschaft ins Irreparable vertieft. Das, was wir als Frankreich kennen, und das im Wandel der Jahrhunderte seine Kontinuität erhalten hat, ist augenscheinlich im physischen wie geistigen Verschwinden begriffen.

III. Einen Tag vor dem Pfingstwochenende besuchte ich mit einer französischen Bekannten das Grab von François Truffaut auf dem Friedhof von Montmartre, auf dem auch Heinrich Heine begraben liegt. Auch die Filme der Nouvelle Vague, die ich einst über alles geliebt habe, zeigen ein Frankreich, das immer weiter in die Vergangenheit rückt. Nachdem wir zu Ehren Truffauts eine Flasche Beaujolais geleert hatten, sprachen wir über Chartres, das meine Begleiterin zufälligerweise kurz zuvor besucht hatte. Die Kathedrale beherbergt neben der Eichenholzfigur in der Krypta – die Kopie eines 1793 zerstörten Originals – eine zweite, bislang »schwarze« Madonna aus dem 16. Jahrhundert, die nun seit ihrer Restaurierung im Jahr 2013 wieder eine historisch angeblich korrekte rosa Hautfarbe hat. Meine eher linksgerich-

tete Begleiterin echauffierte sich über diese »Verunstaltung« – sie sei so typisch für das heutige Frankreich. Ich entgegnete, daß mir das heutige Frankreich im Gegenteil immer »schwärzer« zu werden scheine und daß die Madonna ungeachtet ihrer Hautfarbe im geistigen Sinne »weiß« sei. Hier rührte ich an ein Thema, das nach den USA nun auch in Europa wie trockener Zunder in einem Waldboden liegt und Verdrängungskomplexe erzeugt wie die Sexualität im viktorianischen Zeitalter. Denn obwohl das Christentum natürlich einen völkerübergreifenden Anspruch hat, so hat es eben doch dem europäischen Menschen ein ganz bestimmtes, einzigartiges Gesicht zugewandt, in dem er sich wiedererkennen konnte. Jean-Paul Sartre polemisierte in seinem Vorwort zu Frantz Fanons antikolonialistischer Bibel *Die Verdammten dieser Erde* (1961) folgendermaßen gegen das abgehalfterte Abendland, das nichts anderes mehr zur Rechtfertigung seiner Existenz vorzubringen habe als seine Gewissensbisse: »Früher hatte unser Kontinent andere Stützen: den Parthenon, Chartres, die Menschenrechte, das Hakenkreuz. Heute weiß man, was sie wert sind. Und man kann uns nur noch durch das ganz christliche Gefühl von unserer Schuld aus dem Schiffbruch retten. Das ist das Ende: Europa ist an allen Ecken leck.« Heute ist diese »Schuld«, die immerwährend sein soll und auf keine Vergebung hoffen darf, einer der Hauptgründe, warum das Schiff versinkt.

IV. Zweieinhalb Tage im Pilgerzug nach Chartres – das gleicht einem Abtauchen in ein anderes Frankreich, das parallel zu dem von Hollande und Taubira existiert. Als wir am Samstagmorgen Paris verließen, passierten wir makabrerweise die mit Blumen gekennzeichnete Stelle, an welcher der Polizist Ahmed Merabet Anfang des Jahres von dschihadistischen Terroristen erschossen wurde. Nicht nur dies ließen wir hinter uns. Während in Paris noch einige Gesichter mit skeptischen und ablehnenden Falten in der Stirn aus den Fenstern blickten, hellten sich die Mienen außerhalb der Stadt stets freudig bis amüsiert auf, wenn sich die ihrerseits fröhlichen Pilger näherten. Es ist auch kein Zufall, daß jenes Frankreich, das zu Millionen auf die Straße gegangen ist, um die Institution der Kernfamilie zu verteidigen, »implizit weiß« ist, wie die Amerikaner sagen (farbige Menschen sind hier in einer verschwindenden Minderheit), und gleichzeitig ein historisch längeres Gedächtnis hat. Die königlichen Lilien und die Herz-Jesu-Symbole auf den Bannern verweisen deutlich und durchaus polemisch auf das vor-republikanische Frankreich vor der großen antichristlichen Wende im Zuge der Revolution von 1789, in deren späterem Verlauf auch die Königsgräber in der Kathedrale von Saint-Denis geschändet wurden – diese Gründungskirche der Gotik liegt heute übrigens in einer vorwiegend von Einwanderern bewohnten, berüchtigten Banlieue mit hohen Kriminalitäts- und Arbeitslosigkeitsraten. Dieses Milieu eint das stolze Selbstbewußtsein der Opposition gegen den laizistischen Strom der Zeit, der scheinbar allmächtig und unaufhaltsam ist.

Auffallend ist die Jugend der Teilnehmer: geschätzte 80 Prozent waren wohl zwischen 15 und 25 Jahren alt. Häufig stammen diese jungen Pilger aus katholischen Pfadfinderorganisationen und tragen entsprechende Uniformen. Wenn sich die einzelnen »Chapitres« am Samstagmorgen nach der – natürlich lateinischen – Messe unter Glockenläuten und Gesang mit wehenden, heraldisch prachtvollen Fahnen vor Notre Dame versammeln, dann hat das eine Kraft und ein Pathos, wie man es sich in



Das Bild, das Jean Raspail in der U-Bahn-Station »Lichtmesz« zeigt, ist noch nicht gemacht

Deutschland kaum vorstellen kann. Ich schloß mich der kleinen österreichischen Gruppe von etwa vierzig Teilnehmern an, die sich unter einem rotweißroten und einem gelben Banner mit dem Doppeladler versammelt hatte, wo ich auch prompt auf einige hochgeschätzte Bekannte aus konservativ-katholischen Kreisen traf. Die neben den Franzosen wohl zweitgrößte Gruppe stammte aus Deutschland (etwa 200 bis 300 Leute), des weiteren gab es schweizerische, englische, irische, polnische und sogar US-amerikanische Teilnehmer.

Der Fußmarsch ist notorisch beschwerlich, es werden bis zu 40 Kilometer pro Tag zurückgelegt, wobei das Gepäck auf Lastfahrzeugen eigens zu den Zeltlagern transportiert wird. Diese gleichen den Feldlagern großer Armeen; wenn erst die Beauce mit ihren weiten Ebenen und langen Feldwegen erreicht ist, dann zieht sich die Schlange dieser modernen Kreuzfahrer des Glaubens bis zum Horizont. Da ich selbst lieber als Parti-



Als Partisan neben der regulären Truppe. Lichtmesz vor Chartres

san als in der regulären Truppe tätig bin und zudem die anderen Chapitres erkunden wollte, seilte ich mich des öfteren von der mobilen österreichischen Heimat ab. In den deutschen Chapitres, die sich vor allem in Stuttgart und Köln gesammelt hatten, begegneten mir sogar einige Leser der *Sezession*. Trotz der Massen, die hier in Bewegung gesetzt werden, läuft die Organisation verblüffend reibunglos und diszipliniert ab. Wer nicht mehr weiter kann, wird in Busse verfrachtet, und an den Wegkreuzungen warten die Schutzengel des Malteser-Ordens und werfen den Reisenden Wasserflaschen und Äpfel zu. Auf der Fahrt wird viel gemeinsam gebetet und gesungen, auch Lieder aus der Jugendbewegung. Zwischendurch halten die leitenden Priester erbauliche Vorträge. Der Leiter des österreichischen Chapitres war ein zackiger, sportlicher Petrusbruder, dessen Reden in mir allerdings gelegentlich nietzscheanische Affekte hervorriefen, und das nicht nur wegen Sätzen wie »Gott ist ein durch und durch kommunikatives Wesen«. Hier gäbe es einiges zu sagen, aber es sei nur soviel bemerkt, daß ich eine Ahnung davon bekam, daß in der andauernenden, nahezu schwelgerischen Rede von Todsünde, Leiden, Verzicht und Martyrium ebensoviel Gift liegen kann wie in dem heute so verbreiteten Kuschelchristentum. Wir marschierten durch einen sonnendurchfluteten,

schattigen Wald, einer wahren Kathedrale aus Licht, deren grün-goldene Spitzbögen sich sublim über unseren Köpfen wölbten. Der Priester, gerade in voller Fahrt seiner Predigt, erblickte ein Autowrack am Wegrand: »So sehen wir aus, wenn wir gesündigt haben!« Ich wollte ihm zurufen: Herrgott nochmal, heb doch die Nase und blick nach oben! Und natürlich sah ich daneben viele Christen, für die sich auch Nietzsche nicht hätte schämen müssen: kraftvoll, fröhlich, jung, tatsächlich genauso, wie sie auch Houellebecq erlebt hat.

V Ich werde nie die letzte Etappe der Wallfahrt und den Einzug in Chartres vergessen. Mit dem Ziel unmittelbar vor Augen fließt den müden Wanderern neue Energie zu. Eine überpersönliche Kraft, die man um sich herum spüren kann wie einen Rückenwind oder einen Sog, der einen schwingvoll mit sich reißt. Ich überholte die ausländischen Chapitres, um möglichst weit an die Spitze, zu den Franzosen zu gelangen, die nun singend den gewundenen Weg zur Kathedrale hinaufmarschierten, vorbei an einem pompösen Kriegerdenkmal aus dem Ersten Weltkrieg, entlang alter Mauern und romanischer Häuser. Dann kam der überwältigende Moment, an dem der Strom, der mich trug, um die Ecke bog und die Notre Dame de Chartres uns gebieterisch gegenüberstand, wie ein heller, gewaltiger Gott. Ich habe nie eine vergleichbar herrliche Kirche gesehen, die Köstlichkeit des Anblicks gesteigert durch die Anstrengung, die er gekostet hatte. Während sich der Platz vor der Kathedrale mit den Pilgerheeren füllte, sank ich erschöpft, aber froh vor dem Westportal, dem »Königsportal« nieder. Vor dem Eingang stand eine Gruppe von Pfadfindern mit Fahnen, die im aufkommenden Wind flatterten. Ein alter, »gallisch« aussehender Herr mit einem weißen, herabhängenden Schnurrbart hockte sich neben mich, und fragte, ob ich auch ein »pèlerin« sei. Er war sechsundachtzig Jahre alt. Frankreich, sagte er zu mir, sei seit den sechziger Jahren einer schrecklichen Entchristianisierung zum Opfer gefallen. Heute gäbe es nur mehr wenige Katholiken im Land, diese aber seien umso entschlossener – »très fortes!«. Ich antwortete ihm, daß ich das bemerkt hätte und daß ich mich über die vielen jungen Menschen freue und wundere. »Das ist das Frankreich von morgen!« sagte er.

Die nun folgende Messe wurde für diejenigen, die keinen Platz mehr in der Kirche fanden, auf einem Bildschirm übertragen. Der Platz war übertoll mit knieenden und betenden Menschen. Auf den Gehsteigen kauerten die Pfadfinder, manche lagen wie gefallene Soldaten ausgestreckt auf dem Boden. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich eine Masse nicht als bedrückend empfand, sondern als würdevoll, geordnet, auf ein Ziel ausgerichtet, beseelt, aber ohne Hysterie. Während die Pilgerscharen abzogen, betrat ich die Kirche und versenkte mich ins Licht der großen Fensterrosen. Ein bewegendes Detail traf mich unvorbereitet: in einer Nische war eine Gedenktafel für Charles Péguy aus dem Jahr 1962 angebracht, darunter Dutzende brennende Kerzen.

Am nächsten Tag betrachtete ich eingehend die Fenster und die berühmten Figuren: der »solare«, triumphale Christus-Pantokrator im Zentrum der westlichen Portalanlage, umgeben von den Symboltieren der Evangelisten; Maria als Himmelskönigin auf dem Thron am linken Westportal; der Christus des Jüngsten Gerichts am Südportal, flankiert von Heiligen und Rittern; das Marienportal an der Nordseite mit der unvergleichlichen Erschaffung Adams; die Propheten, Patriarchen, Könige und Apostel; die Tierkreisbilder und Engelshierarchien; sogar Aristoteles und die Repräsentanten der »artes liberales«. An Begegnungen wie diese habe ich gedacht, als ich meinem Buch *Kann nur ein Gott uns retten?* einen Satz aus der Apostelgeschichte voranstellte: »Tu dir kein Leid an, denn wir sind alle noch hier.« In der Krypta blickte ich in den »keltischen« Brunnen, der aus vorchristlichen Zeiten stammt. Er ist unendlich tief und unendlich alt, wie auch die Fundamente der Kirche, die teilweise bis ins 4. Jahrhundert zurückreichen. Ich sah die »schwarze Madonna« und ein Reliquiarium, das ein Stück des »Schleiers« der Maria enthalten soll. Nein, es ging mir nicht wie Houellebecqs François in Rocamadour. Diese Dinge sprachen zu mir, leise, flüsternd, aber bestimmt. Vielleicht war ich lediglich aufgewühlt wie eine Ackerfurche von der Mühsal und der Freude der vorangegangenen Tage; vielleicht hatte mir die Gnade zumindest einen Funken aus dem Feuer des Heiligen Geistes gewährt. ■

»Wenn man an die Gnade Gottes glaubt und an die Vergeltung der guten Werke und die Gemeinschaft der Heiligen, dann könnte sich die Christenheit in Frankreich auf die Morgendämmerung einer Wiedergeburt zubewegen. Letzte Ostern waren die Kirchen randvoll, das ganze Milieu war spontan auf den Beinen, um seine Unterstützung für den Papst zu zeigen und die Auferstehung zu feiern. Und schließlich hört man in diesem Land, das so verbissen an seiner ›Laizität‹ hängt, immer noch dreimal am Tag, morgens, mittags, abends, Tausende Glocken zum Gebet läuten.«

Jean Raspail: »Big Other« (2011), in: *Der letzte Franzose*, Schnellroda 2014

»Ich nahm nicht am Hochamt teil. Ich hatte Angst vor der Menge. Ich habe gebetet, mein alter Freund, wie ich noch nie gebetet habe. Ich habe sogar für meine Feinde gebetet, was mir noch nie zuvor passiert ist.«

Brief Charles Péguy an Joseph Lotte, 28. September 1912

Bevölkerungsaustausch in Europa: Ursachen – Stand – Perspektiven

von Thomas Schmidt

Der sich in weiten Teilen Europas seit Jahrzehnten vollziehende Bevölkerungsaustausch stellt eine existentielle Bedrohung für die ethnokulturelle Kontinuität der Völker Europas dar. Noch im Verlauf des 21. Jahrhunderts wird diese Entwicklung wohl dazu führen, daß ein ganzer Kontinent sein Gesicht verliert. Der Historiker Walter Laqueur sprach diesbezüglich von den »letzten Tagen Europas«, die bereits angebrochen seien. Für den Kontinent gehe es »ums Überleben«. Der Humanethologe Irenäus Eibl-Eibesfeldt bezeichnete die absehbare Wirkung dieser Entwicklung als »ethnozidalen Kulturabbruch«, und auch der Bevölkerungswissenschaftler Herwig Birg warnte vor einem »drohenden Kulturabbruch« mit langfristig irreversiblen Folgen. Es könne »für ein Land nichts Nachteiligeres geben, als die Einheimischen um vermeintlicher wirtschaftlicher Vorteile willen in großem Maßstab durch bildungsferne Populationen zu ersetzen.« Albert Schmid, ein ehemaliger Präsident des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge, sieht Deutschland im Zuge dieser Entwicklung auf dem Weg zu einer »Multi-Minoritäten-Gesellschaft«, in der Deutsche mittelfristig zu einer Minderheit unter vielen würden, und der Islamwissenschaftler Bernard Lewis hält es für wahrscheinlich, daß Europa bis zum Ende des 21. Jahrhunderts demographisch und kulturell zu einem Teil des Orients werde.

1. Ursachen: Direkt verursacht wird dieser Bevölkerungsaustausch durch eine Kombination aus niedrigen Geburtenraten unter Europäern und anhaltender Zuwanderung kaum assimilierbarer Migrantengruppen mit höheren Geburtenraten. Hinter diesen direkten Ursachen stehen geistig-kulturelle Entwicklungen der Moderne und Postmoderne, die bereits vor dem Einsetzen kulturferner Massenzuwanderung die Voraussetzungen dafür geschaffen haben, daß der Bevölkerungsaustausch sich nicht analog zu anderen historischen Vorläufern im Rahmen genozidaler kriegerischer Eroberung vollziehen muß, sondern von den auf ihre Zukunft überwiegend freiwillig verzichtenden Völkern Europas als Ausdruck gesellschaftlichen Fortschritts empfunden wird.

Der in diesem Zusammenhang vorangetriebenen Auflösung traditioneller Bindungen ist verbreitet auch die im religiösen Glauben verwurzelte Wahrnehmung zum Opfer gefallen, ein Glied in einer Kette von Generationen zu sein, dessen Lebenssinn wesentlich von der Weitergabe des Lebens und der eigenen Tradition abhängt. Abgelöst wurde diese Vorstellung durch das Konzept individueller Selbstverwirklichung, das etwa die Maximierung von materiellem Wohlstand und die Minimierung von Verpflichtung und Bindung zum Gradmesser für ein gelungenes Leben macht. In diesem Weltbild, dessen Horizont auf das Individuum und die Gegenwart beschränkt ist, stellen Nachkommen eine Einschränkung und materielle Last dar, die auch durch bevölkerungspolitische Maßnahmen kaum zu kompensieren ist, weshalb diese weitgehend wirkungslos bleiben.

»Der Blick ins Land zeigt, wie – ja, ich würde sagen – skurril es ist, wenn manche der Vorstellung anhängen, es könne so etwas geben wie ein homogenes, abgeschlossenes, gewissermaßen einfarbiges Deutschland.«

Angela Merkel, Bundeskanzlerin, CDU

»Gehen wir davon aus, daß es um die Weitergabe deutschen Erbgutes nach der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft nicht mehr gehen kann: Was wäre eigentlich so schlimm daran, wenn die Deutschen aussterben sollten ...? Das Territorium, auf dem sich derzeit Deutschland befindet, könnte der Natur zurückgegeben oder (das ist wahrscheinlicher) von anderen Menschen besiedelt werden.«

Ute Sacksofsky, Staatsrechtlerin und 2013 Kandidatin der SPD für das Amt des hessischen Justizministers

Der auch in Teilen des konservativen Spektrums verbreitete technokratische Blick auf den Geburtenmangel, der diesen zwar als schädlich wahrnimmt, aber primär als Bedrohung für materielle Anliegen wie die Stabilität der Rentenversicherung, die Finanzierung des Sozialstaates oder die Versorgung der Wirtschaft mit Arbeitskräften versteht, trägt zu dieser Entwicklung bei: Die meisten Lösungsansätze aus dieser Richtung verstärken nämlich das eigentliche Problem, während andere (wie etwa die stärkere Steuerung von Zuwanderung) allenfalls verzögernd wirken könnten. Es waren außerdem zunächst jene technokratischen Kräfte, die Massenzuwanderung förderten, und deren Vertreter glaubten, damit ihren primär als Wirtschaftsstandorten definierten Heimatländern zu dienen. In diesem Denken stellt das ursprünglich als Souverän definierte Staatsvolk nur noch ein Mittel zum Zweck materiellen Gewinns dar, das offenbar als entbehrlich gilt, wenn dieser Zweck ohne es effizienter erreicht werden kann.

Diese Kräfte handeln im Sinne und oft auch auf Veranlassung jener Teile der Wirtschaft und der Geldeliten, die sich von Massenzuwanderung nicht nur eine Senkung der Lohnkosten und ein Reservoir vergleichsweise anspruchslosen Humankapitals versprechen, sondern auch die Schwächung gewachsener Solidargemeinschaften. Diese Akteure verfolgen in der Regel kurzfristige Ziele, können die sozialen Kosten der von ihnen geförderten Politik auf andere abwälzen und weisen allenfalls noch geringe Bindungen an Nationalstaaten auf, deren langfristigen Bestand sie indifferent gegenüberstehen.

Zur Durchsetzung der eigenen ökonomischen Interessen bedient man sich zudem der Unterstützung der politischen Linken, deren Vertreter Massenzuwanderung als Weg zum Ausgleich angenommener europäischer oder spezifisch nationalstaatlicher Schuld gegenüber der Dritten Welt wahrnehmen, sich von der Auflösung ethnisch homogener Nationalstaaten und der sie begründenden Völker ein Ende nationaler Konflikte erhoffen oder auch nur einen allgemeinen Haß auf das Eigene empfinden.

2. Vorgang: Die Bevölkerungsentwicklung in Deutschland und Europa wird von Politik und Wissenschaft häufig euphemistisch als »demographischer Übergang« bezeichnet. Tatsächlich findet jedoch kein Übergang zu einer niedrigen, aber bestandserhaltenden Geburtenrate statt, sondern ein konstanter Rückgang der absoluten Zahl der ethnischen Deutschen und anderer Europäer bei gleichzeitigem Anstieg der Zahl der Fremden.

Seit 1972 liegt die Zahl der Todesfälle in der Bundesrepublik über der der Geburten. Jede Generation von Deutschen ist seit Jahrzehnten ein Drittel kleiner als die vorherige. Der Bevölkerungswissenschaftler Herwig Birg sprach in diesem Zusammenhang von einer »demographischen Jahrhundertkatastrophe« und erklärte, daß der demographische Zusammenbruch des deutschen Volkes unabwendbar geworden sei. Die Zahl der verbliebenen gebärfähigen Frauen reiche auch bei einer Verhaltensänderung nicht mehr dazu aus, den Geburtenmangel der Vergangenheit auszugleichen. In anderen europäischen Staaten ist die Lage ähnlich.

Die Geburtenraten der am wenigsten assimilierbaren Migrantengruppen liegen gleichzeitig europaweit stabil über denen der einheimischen Bevölkerungen. Auch wenn die Geburtenraten dieser Gruppen zum Teil langsam zurückgehen, ist eine Angleichung auf absehbare Zeit nicht zu erwarten. Höhere Geburtenraten und ausbleibende Assimilation würden unter diesen Umständen auch ohne weitere Zuwanderung langfristig einen Bevölkerungsaustausch bewirken.

Bei verstärkter Zuwanderung vollzieht sich dieser Prozeß umso schneller, und angesichts zunehmenden Migrationsdrucks und dem weiterhin ungebrochenen Konsens der großen Parteien zu offeneren Grenzen ist eine solche Beschleunigung wahrscheinlich. Anhaltend starkes Bevölkerungswachstum im Nahen Osten und Subsahara-Afrika in Verbindung mit enormen strukturellen Problemen der meisten dortigen Staaten, allgemein zunehmende politische Instabilität sowie ein verfestigtes Wohlstandsgefälle zwischen Europa und diesen Regionen erzeugen bis zum Jahr 2050 nach Schätzungen der Vereinten Nationen ein Migrantepotential von bis zu einer Milliarde Menschen. Auch wenn

»Die Fremden, die Frommen und die Bildungsfernen sind in Deutschland überdurchschnittlich fruchtbar. Im Falle der muslimischen Migranten sind die drei Gruppen weitgehend deckungsgleich.«

Thilo Sarrazin

»Mit unserer niedrigen Geburtenrate ist Zuwanderung unsere einzige Überlebenschance. Wir haben das, was diese Menschen benötigen, im Überfluß: Geld, Sozialleistungen, Wohnraum, Jobs.«

Monika Grütters,
2013 Spitzenkandidatin der Berliner CDU



Der große Austausch:
aufgearbeitet in den
Studien des IfS

www.staatspolitik.de





Die Identitäre Bewegung Österreich (IBÖ) hat im Juni dieses Jahres eine Großkampagne gestartet, um den Begriff »Großer Austausch« bekanntzumachen und auf die Folgen der Masseneinwanderung hinzuweisen. »Großer Austausch« ist eine Wortschöpfung des französischen Publizisten Renaud Camus, Informationen über seine Arbeit und seine Argumentation finden sich auf der Kampagnenseite der Identitären: www.deraustausch.at. Dort finden sich neben Informationsmaterial und einprägsamer Graphik auch Videos zur Kampagne, unter anderem über die große identitäre Demonstration, die am 6. Juni in Wien stattfand.

nur ein Teil davon den Transfer nach Europa tatsächlich vollziehen dürfte, würde dies allein ausreichen, um die ethnische Zusammensetzung des Kontinents grundlegend zu verändern.

3. Schwerpunkte: Der laufende Bevölkerungsaustausch erfasst allgemein zunächst jüngere Altersgruppen und konzentriert sich auf Großstädte, wo er wiederum einzelne Stadtteile besonders stark beeinträchtigt. Laut einer Prognose der Enquête-Kommission des Bundestages werden Deutsche unter 35 Jahren zwischen 2035 und 2040 zur Minderheit in ihrer Altersgruppe. In Deutschland lag die Stadt Pforzheim 2013 mit einem Migrantenanteil unter Neugeborenen von beinahe 75 Prozent an der Spitze dieser Entwicklung. Noch höhere Werte erreichten nur einzelne Viertel von Berlin, wo der Migrantenanteil unter neu eingeschulten Kindern 2012 bereits bei über 80 Prozent lag. In Nürnberg, Frankfurt am Main, Köln und Stuttgart erreichte dieser Anteil 60 Prozent. Frankfurt am Main wird vor-



DER GROSSE AUSTAUSCH

EINWANDERUNG

Es gibt immer Ab- und Zuwanderung in Österreich. Was aber heute stellt, findet ist eine nie dagewesene, ungeheure Überschneidung. Diese kommt aus völlig fremden Ländern in einer sehr kurzen Zeit. An eine Integration ist dabei nicht zu denken. Wir werden ausgelöscht.

Jahr	2010	2011	2012	2013
Einwanderer	28.298	32.009	32.231	60.720

Nimmt man die Zahlen zusammen, wandern pro Stunde 1 Mensch nach Österreich ein. Rund um die Uhr, Tag und Nacht. Das sind täglich 70 jährlich 24.000 Erwachsenen - fast 50 Jahre 2013 sind fast 80.000 Ausländer nach Österreich gekommen. Das entspricht einer Stadt in der Größe von Villach. Seit 1960 sind insgesamt ca. 1,3 Millionen Fremde nach Österreich eingewandert. Kein Land, bedarf eine derartige Massenwanderung.

• 70 pro Tag
• 2 pro Stunde
• Zeit 50 Jahre!

BEVÖLKERUNGSWACHSTUM HEISST BEVÖLKERUNGSAUSTAUSCH

Das sogenannte 'Bevölkerungswachstum' Österreichs besteht fast nur aus Zuwanderung. Der 'Wanderungsgewinn' 2013 von ca. 55.000 entspricht fast genau dem offiziellen 'Wachstum' 2013 von ca. 53.000. Es ist nur.

#DERAUSTAUSCH // DERAUSTAUSCH.AT // @IBSTERRICHTLICH // IDENTITÄRE BEWEGUNG

Wir alle sehen, hören und spüren es. Man wird fremd im eigenen Wohnort, der eigenen Straße und Stadt. Wir werden Fremde im eigenen Land. Doch keine Zerstörung, kein Pöbeln und keine „Bombe“ spricht die Tabakchen hier an. Im Gegenteil: Mit großer Prägnanz aufwartend werden die Spuren des großen Ausbaus sichtbar. Wir haben den Verantwortlichen den Krieg erklärt und werden die Wahrheit ans Licht bringen.

Migrationshintergrund nach Altersgruppen in Österreich

Altersgruppe	0-14	15-29	30-44
Anteil	6,4%	10,2%	10,4%
Anzahl	682.753	623.513	627.113

Migrationshintergrund nach Altersgruppen in Wien

Altersgruppe	0-14	15-29	30-44
Anteil	10,5%	14,4%	17,1%
Anzahl	149.213	172.513	188.113

In Wien, das als „Zukunftsmockel“ für jede österreichische Stadt steht, beträgt der Anteil 27,5. Bald werden Migranten die Mehrheit stellen. In Österreich wird fast ein Viertel von den 10 bis 20-Jährigen im Jahr 2010 der Fall sein. Bei den Kindern und der Jugend stellen Migranten aber bereits 2012 eine gewaltige Mehrheit. In Wien sind 75% aller 0-14-jährigen Migranten Österreicherin ist alle Geburtenrate und damit das Bevölkerungswachstum praktisch gefahrlos ist. Eine österreichische Frau bekommt im Schnitt nur 1,3 Kinder (Sinken im Schnitt 2,2). Damit fallen sich die autochthonen Bevölkerung um jede Generation. Im Gegenzug wanderten 2013 80.700 Menschen nach Österreich ein, 1.997 wanderten aus. Das ergibt ein Bevölkerungswachstum das ungefähr der Größenordnung von Villach entspricht. Das von den Zählungen hergeleitete „Bevölkerungswachstum“ Österreichs im Jahre 2013 besteht also fast nur aus Einwanderung.

Selbst wenn es aber heute keine Massenwanderung mehr gäbe, wäre es mit der vorliegenden Politik, die den großen Austausch nicht ernsthaft anregt, wenigstens dann würden wir allein durch die höhere Geburtenrate die Migranten als Österreicher zur Mehrheit im eigenen Land werden.

Nach und nach werden eine schreckende Mehrheit. Wir sind keine Nazis, keine Faschisten, keine Fremdenfeinde. Wir sind normale Österreicher, die sich nicht ausbehalten lassen wollen! Mehr Informationen auf unserer Website!

deraustausch.at #deraustausch

aussichtlich 2016 zur ersten deutschen Großstadt mit einer deutschen Bevölkerungsminderheit. Der Migrantenanteil lag ansonsten 2012 in fast allen westdeutschen Großstädten und Berlin bei über 25 Prozent. In Stuttgart, Nürnberg und München hatten mehr als 35 Prozent der Bewohner einen Migrationshintergrund.

In vielen anderen europäischen Staaten ist ähnliches zu beobachten. In Amsterdam und London sowie einigen anderen ehemaligen britischen Industriestädten stellen Niederländer und Briten bereits Minderheiten dar. Bei anhaltendem Trend werden Briten in fast allen Städten des Landes innerhalb der kommenden dreißig Jahre zur Minderheit werden. Schon jetzt hat in England rund ein Drittel der Neugeborenen einen Migrationshintergrund, wobei Pakistan, Bangladesch und Nigeria zu den häufigsten Abstammungsländern gehören. In Frankreich lag 2010 der Anteil von Neugeborenen mit mindestens einem nahöstlichen oder schwarzafrikanischen Elternteil bei über 30 Prozent. In Brüssel wurden 2006 mehr als 55 Prozent der Neugeborenen von moslemischen Müttern geboren.

Schon einige Jahre bevor der Anteil etwa der Deutschen auf unter 50 Prozent der Bevölkerung fällt, werden Deutsche mangels Masse in den gesellschaftlich besonders prägenden und handlungsfähigen Altersgruppen nicht mehr die dominierende ethnische Gruppe in Deutschland darstellen. Um das Jahr 2035 werden die in der Zeit vor 1965 geborenen geburtenstarken Jahrgänge von Deutschen dementsprechend zahlenmäßig noch einen großen Anteil der Bevölkerung stellen, aufgrund ihres Alters aber kaum noch gestaltende Kraft entfalten können.

Die Entwicklung europäischer Völker zu Minderheiten in ihren ursprünglichen Heimatstaaten wird sich ab dem Jahr 2040 mit dem Ableben der geburtenstarken Jahrgänge deutlich beschleunigen. Um 2050 wird sich der Migrantenanteil in den meisten west- und mitteleuropäischen Staaten voraussichtlich zwischen einem Fünftel und einem Drittel der jeweiligen Bevölkerung bewegen.

In der zweiten Hälfte des 21. Jahrhunderts werden ethnische Europäer dann landesweit und in allen Altersgruppen zu Minderheiten werden. In Großbritannien wird dieser Punkt nach aktuellen Prognosen zwischen 2060 und 2070 erreicht werden, und in Frankreich, den Benelux-Staaten sowie Deutschland und auch einigen skandinavischen Staaten einige Jahre später.

4. Perspektiven: Der Bevölkerungsaustausch ist in den betroffenen Räumen mit einer Reihe sich gegenseitig verstärkender negativer Begleiterscheinungen und Konzentrationen von Problemlagen verbunden. Einer auf Deutschland bezogenen Studie zufolge stelle ein konfliktfreies Zusammenleben verschiedener ethnischer Gruppen an solchen Orten »eher die Ausnahme dar«. Es bilden sich soziale Brennpunkte, aus denen die verbliebene kulturtragende Bevölkerung nach Möglichkeit wegzieht, weil die Lebensbedingungen für sie und insbesondere ihre Kinder immer schwieriger werden und sie etwa zum Ziel von Gewalt von meist im Rahmen ethnischer und familiärer Kollektive agierenden jüngeren Migranten werden, die sich nicht nur gegen sprichwörtliche deutsche »Opfer« wenden, sondern auch gegen die kleine Gruppe assimilationsbereiter Migranten. Steigende Kriminalität, Verwahrlosung, der Verlust von Verhaltensnormen und -regeln, ethnische Segregation, Bildungsferne und Armut sind kennzeichnend für diese Räume.

Die sozialen Begleiterscheinungen dieser Entwicklung werden derzeit noch durch Umverteilung kontrolliert. Sollten europäische Sozialstaaten im Rahmen einer Wirtschaftskrise an die Grenzen ihrer Belastbarkeit gelangen, wäre mit Verteilungskonflikten entlang ethnischer Linien zu rechnen, insbesondere wenn größere Teile der einheimischen Mittelschichten einen sozialen Abstieg erfahren und in stärkere Konkurrenz zu migrantischen Unterschichten geraten. Politische Themen werden unabhängig davon zunehmend ethnisch aufgeladen sein und die Interessenkonflikte zwischen Gruppen sowie Ansprüche von Minderheiten gegenüber den vorläufigen Mehrheiten zum Gegenstand haben. Zudem wird sich eine räumlich-ethnische Neuordnung europäischer Städte vollziehen, die der Historiker Michael Lind als »Brasilianisierung« bezeichnete. Dieser Zustand ist von einer immer deutlicheren räumlichen Trennung der Städte in schrumpfende Wohlstandsinseln und sich ausweitende ethnische Armutsräume gekennzeichnet, aus denen sich der Staat zunehmend zurückzieht. An seine Stelle treten auf ethnischer Grundlage gebildete Machtstrukturen, mit denen sich der Staat in vielen Fällen arrangieren wird.

Ein gewaltsamer Verlauf des Bevölkerungsaustauschs ist zwar möglich, erscheint aber derzeit als unwahrscheinlich, da anders als im Fall historischer Präzedenzfälle kein Akteur in europäischen Bevölkerungen absehbar ist, der zu einer gewaltsamen Konfrontation bereit oder in der Lage wäre. Eine wahrscheinlichere politische Reaktion auf die mit dem Bevölkerungsaustausch verbundenen Probleme könnte etwa die Herausbildung eines postdemokratischen, autoritären Integrationsstaates sein. Dieser Staat könnte versuchen, Konflikte weiterhin durch Umverteilung einerseits und hohen Sicherheitsaufwand andererseits zu kontrollieren und gleichzeitig in noch stärkerem Maße und in immer mehr Bereichen des Lebens erzieherisch auf die verschiedenen Bevölkerungsteile einzuwirken.

Manche europäischen Staaten könnten in einigen Jahrzehnten dem heutigen Südafrika oder manchen US-amerikanischen Bundesstaaten ähneln, in denen die europäischstämmige Bevölkerung sich mit dem Bevölkerungsaustausch arrangiert hat und größtenteils weiterhin einen vergleichsweise hohen Lebensstandard sowie die Duldung einiger kultureller Rückzugsräume genießt, die man nicht durch politische Opposition gefährden möchte.

Dennoch sind auch andere Verläufe möglich. Der sonst eher zu Optimismus neigende Zukunftsforscher Matthias Horx sieht Europa etwa infolge der beschriebenen Entwicklung »ungeahnte Konflikte, Revolutionen und Kriege« bevorstehen, während US-amerikanische Sicherheitsbehörden in ihrer Studie *Global Trends 2025* dem Kontinent infolge des Bevölkerungsaustauschs ethnische Konflikte voraussagen.

Solange aber diese Entwicklung nicht aufgehalten und ihre Begleiterscheinungen korrigiert werden, steht zumindest der Ausgang des Geschehens fest. Der Genozidforscher Gunnar Heinsohn beschrieb diesen mit Bezug auf Deutschland als »Finis Germaniae«. ■

»Die Europäer glauben, daß die Muslime nur zum Geldverdienen nach Europa gekommen sind. Aber Allah hat einen anderen Plan.«

Necmettin Erbakan, ehemaliger türkischer Ministerpräsident

»Der Multikulturalismus mündet langfristig in den Bürgerkrieg.«

Egon Flaig

Die Profiteure der Masseneinwanderung

von Felix Menzel

Ende April fand in der Leipziger Messe eine Konferenz für die mitteldeutsche Immobilienbranche statt. Eines der Hauptthemen war die Unterbringung von Flüchtlingen. Der Freistaat Sachsen wollte bei dieser Gelegenheit die Wohnungs- und Immobilienwirtschaft darüber informieren, »wer von den Förderungen profitiert und wie sie beantragt werden«. Über die Richtlinien »Städtebauprogramm« sowie »Nachhaltige soziale Stadtentwicklung« stünden derzeit 30 Millionen Euro aus den Mitteln des Europäischen Sozialfonds zur Verfügung, die auch für Maßnahmen zur Unterbringung und Integration von Flüchtlingen verwendet werden könnten. Darüber hinaus würde der Freistaat Sachsen neun Millionen Euro für die Modernisierung und Sanierung der 230000 leerstehenden Wohnungen bereitstellen, um der Immobilienbranche die dezentrale Verteilung von Flüchtlingen schmackhaft zu machen.

Genau da hat Sachsen nämlich noch Nachholbedarf. Nur etwa die Hälfte aller Flüchtlinge ist privat untergebracht. Alle anderen wohnen in Asylheimen. Zum Vergleich: Rheinland-Pfalz schafft es, über 90 Prozent der Asylbewerber eine private Unterkunft zu vermitteln. Man ist sich weitestgehend einig, daß dann die Integration besser gelingen kann und es seltener zu Gewalt und Kriminalität kommt. Schlägereien durch verfeindete Ethnien und Drogenhandel sorgen in vielen Massenunterkünften für große Probleme. Hinzu kommt, daß die bestehenden Immobilien für den aktuellen Flüchtlingsansturm nicht ausreichen. Im Jahr 2008 stellten lediglich 28018 Menschen in Deutschland einen Asylantrag. 2015 werden inzwischen 450000 prognostiziert. Leere Wohnungen anzumieten ist für den Staat daher günstiger als neue Heime zu bauen. In Sachsen kostet jeder neue Heimplatz 51.000 Euro, und selbst für das Aufstellen von Containern verlangen die Unternehmen, die dies anbieten, 20.000 Euro pro Flüchtling.

Doch es geht noch um viel mehr, als nur die richtige Wohnform für Asylbewerber zu finden. Integrationsministerin Petra Köpping (SPD) erklärte auf der Konferenz in Leipzig: »Wenn man sich zusammenschließt, dann kann eine ganze Region vom Zuzug profitieren: Wo gibt es einen Sportverein, der sich über neue Mitglieder freut? In welcher Kommune gibt es eine Kindertageseinrichtung oder Schule, die besser ausgelastet sein könnte? Welches Berufsbildungszentrum hat freie Kapazitäten und kann Asylsuchenden eine Ausbildung ermöglichen?« Die Vorteile des Flüchtlingsansturms kämen allen zugute. Köppings Integrationsmaßnahmen richten sich deshalb nicht nur an die Asylbewerber. Es sei auch wichtig, bei den einheimischen Bürgern die Bereitschaft zu erzeugen, das neue Zusammenleben als »Normalität« zu betrachten. Doch von selbst begehen sich die Bürger nicht auf den Weg in diese multikulturelle Normalität, sie werden ihn nur einschlagen, wenn der Staat ihnen dies mit ein paar Geschenken versüßt. Das sagt Köpping zwar nicht offen. Aber sie weiß natürlich um die Wirkung von Anreiz und Wirkung.

Neuschönau,
Bayerischer Wald

»Der Investor Josef Haberstroh aus Oberbayern baut das ›Sporthotel Heidelberg‹ zu einer Unterkunft für 100 Flüchtlinge um. Der Bürgermeister des Ortes wird von der Regierung vor vollendete Tatsachen gestellt. Haberstroh bietet nicht nur die Hotelzimmer an. Er verdient auch an der Verpflegung der Flüchtlinge. Es wird geschätzt, daß er so pro Monat bei guter Auslastung über 100.000 Euro einnehmen kann.«

Wolfgang Kerler: »Wer an den Flüchtlingen verdient«, B5-Reportage, BR, 21. Februar 2015

Auch die Vertreter der sächsischen Wohnungswirtschaft sprechen gern über ihre soziale Verantwortung und humanitäre Verpflichtung, sie kehren dabei jedoch unter den Tisch, daß dies alles immer nur mit staatlicher Unterstützung geschieht. Ganz egal, wie der Flüchtlingsansturm genau verwaltet wird, so oder so entsteht ein beträchtliches Netz an Profiteuren, die an der Unterbringung und Integration mitverdienen und deshalb kein Interesse daran haben, illegale Einwanderer abzuschieben und diejenigen abzuschrecken, die die Schwachstellen des deutschen Asylrechts und den fehlenden politischen Willen zur Durchsetzung geltender Gesetze ausnutzen.

Wieviel an Flüchtlingen zunächst mit der privaten Unterbringung verdient werden kann, unterscheidet sich dabei von Kommune zu Kommune. In der Regel verhält es sich ähnlich wie bei Hartz-IV-Empfängern. Einzelpersonen stehen 50 Quadratmeter Wohnfläche zu. Für jede weitere Person kommen 15 Quadratmeter hinzu. Einer vierköpfigen Familie, die von Hartz IV leben muß oder in Deutschland um Asyl bittet, steht also eine 95 Quadratmeter große Wohnung zu, die der Staat bezahlt, sofern sich die Mietkosten in Grenzen halten. Nun haben jedoch einige Kommunen große Probleme, genug günstige Wohnungen, die diesen Anforderungen entsprechen, zu finden und bieten den Vermietern deshalb mehr Geld an. Im hessischen Angelburg, in der Nähe von Marburg, wirbt so der CDU-Kommunalpolitiker Marian Zachow damit, daß sich mit der Unterbringung von Flüchtlingen unter Ausnutzung der Zumutbarkeitsuntergrenzen »der dreifache Mieterlös« erzielen läßt. Die Kommune zahle für eine voll möblierte Wohnung pro Kopf einen Tagessatz von 8,50 Euro. Gewinnt man also für seine Wohnung, die 700 Euro Kaltmiete kostet, eine sechsköpfige Flüchtlingsfamilie, überweist die Kommune monatlich 1530 Euro.

Der Landkreis Ravensburg geht einen anderen Weg. Dort erhält man eine Prämie in Höhe von zwei Monatsmieten, wenn man eine Wohnung für Flüchtlinge zur Verfügung stellt, da der Landkreis »auf jede Unterbringungsmöglichkeit angewiesen« sei, so Sozialdezernentin Diana Raedler. Im Endeffekt dürfte es eine Frage des Verhandlungsgeschickes sein und vom örtlichen Immobilienmarkt abhängen, welche Konditionen angeboten werden. In Bergisch Gladbach hat es ein Hotelbesitzer im Rentenalter zum Beispiel geschafft, mit der Kommune einen Pachtvertrag über die nächsten zehn Jahre abzuschließen. An der Flüchtlingsunterbringung verdient er so pro Jahr 190.000 bis 280.000 Euro. Über den gesamten Zeitraum des Vertrages dürfte er also wahrscheinlich über zwei Millionen Euro einnehmen, obwohl unklar ist, ob das Hotel auch noch in zehn Jahren als Flüchtlingsunterkunft benötigt wird.

Gute Geschäfte mit Flüchtlingen können derzeit auch die Hostels in Berlin machen. Aufgrund fehlender Unterkünfte übernimmt das Landesamt für Gesundheit und Soziales eine Pauschale von bis zu 50 Euro pro Nacht. Was zunächst als Notlösung gedacht war, hat sich mittlerweile dauerhaft etabliert. Derzeit leben 1400 Flüchtlinge in Berliner Hostels. Den Staat kostet dies fast eine Million Euro pro Monat mehr als die üblichen Unterbringungen.

Es ist naheliegend, daß insbesondere Eigentümer, denen es nicht gelingt, ihre Häuser, Pensionen oder Hotels auf normalem Wege gewinnbringend zu belegen, ein Geschäft mit Flüchtlingen machen wollen. Hier findet eine negative Auslese statt: Als private Flüchtlingsunterkünfte dienen hauptsächlich heruntergekommene, alte Immobilien, in denen die hygienischen Bedingungen keinesfalls besser sein müssen als in staatlichen Asylheimen. Der Staat hat sich jedoch auch aus seinen eigenen Unterkünften in den letzten Jahren immer mehr zurückgezogen und diese an Unternehmen und Subanbieter »outgesourct«. Ins öffentliche Gedächtnis wird dies meist nur gerufen, wenn irgendwo in der Republik ein Wachmann einen Flüchtling mißhandelt haben soll. Dann prangert die Asyllobby die angeblich unmenschliche Politik Deutschlands an und fordert nebenbei noch mehr Geld für Sozialarbeiter und Pädagogen.

Eine bessere Integration dürfte damit aber in den seltensten Fällen erreicht werden. Anfang Mai durchsuchte die Polizei in Baden-Württemberg 25 Asylbewerberheime wegen des Verdachts des Rauschgifthandels. Daraufhin wurden Ermittlungsverfahren gegen über 100 verdächtige Flüchtlinge, insbesondere aus Schwarzafrika, eingeleitet und mehrere Haftbefehle vollstreckt. Eine Sozialarbeiterin, die in einer der betroffenen Un-

Berlin

»Nicht da ist man daheim, wo man seinen Wohnsitz hat, sondern dort, wo man verstanden wird.« Mit diesem Zitat von Christian Morgenstern wird man auf der Internetseite der Gierso Boardinghaus GmbH begrüßt. Das Unternehmen erhält jedes Jahr geschätzte 8,2 Millionen Euro aus Steuergeldern für die Unterbringung von Asylbewerbern. Chef Tobias Dohmen (27) ist Patensohn von Franz Allert, dem Präsidenten des Landesamtes für Gesundheit und Soziales, das die Flüchtlingsbetreuung in Berlin koordiniert.«

Oliver Soos: »Flüchtlinge als Geschäftsmodell«, rbb, 5. März 2015

Kassel

»Für die Vermietung von zwei Wohnungen an acht syrische Flüchtlinge erhält eine Hausbesitzerin monatlich zwischen 2400 und 3800 Euro von der Stadt, obwohl man vergleichbare Wohnungen für 700 Euro Kaltmiete bekommen könnte.«

SZ vom 8. Mai 2015:
»Geld und Not«

terkünfte arbeitet, gab gegenüber dem SWR offen zu, daß die Betreuer von gelegentlichem Drogenkonsum wüßten und ihn duldeten. Von einem gewerbsmäßigen Drogenhandel wollen sie dagegen nichts mitbekommen haben.

Sind dies nun einige wenige negative Ausnahmen? Einwanderungsbefürworter bezeichnen etwa das »Grandhotel Cosmopolis« in Augsburg immer wieder als vorbildlich. 2011 wurde hier ein leerstehendes Pflegeheim zu einer Mischung aus Hotel, Flüchtlingsunterkunft, linkem Szenetreff und Kunstexperiment umgebaut. Hier treffen linke Aktivisten, Asylbewerber und normale Hotelgäste aufeinander. Die Hotelgäste können dabei so viel bezahlen wie sie wollen. Es gelte: »Pay as much as you can«.



Möglich ist dies natürlich nur, weil das Projekt vom Staat subventioniert wird. In welcher Höhe dies genau geschieht, sei jedoch selbst für Insider unklar, schreibt die *Neue Zürcher Zeitung*.

Wie es wirklich um die Aufnahmebereitschaft der Deutschen ohne staatliche Unterstützung bestellt ist, zeigt die verhaltene Resonanz auf die Initiative »Flüchtlinge Willkommen«. Junge Leute versuchen über dieses Projekt, Asylbewerbern WG-Zimmer zu vermitteln und setzen bei der Finanzierung auf Mikrospenden. Fast 1000 Flüchtlinge haben sich bei der Initiative bisher gemeldet. Vermittelt werden konnten nur 42 von ihnen in Deutschland und zehn in Österreich. Inzwischen gibt es bei »Flüchtlinge Willkommen« bereits eine Mitarbeiterin, die sich um Förderungen und Anträge kümmert. Das ursprüngliche Konzept kann damit als gescheitert angesehen werden. Aus Nächstenliebe helfen nur die allerwenigsten. Das dürften inzwischen auch die engagierten jungen Flüchtlingshelfer begriffen haben.

Gut sieben Milliarden Euro läßt sich Deutschland die Flüchtlingsunterbringung kosten. Manche Kommunen wie der thüringische Landkreis Hildburghausen kommen dabei pro Jahr mit weniger als 6000 Euro aus, die sie für jeden Asylbewerber im Durchschnitt ausgeben. Deutlich großzügiger muß es also in anderen Teilen Deutschlands zugehen, da bundesweit derzeit mit rund 12.500 Euro pro Asylbewerber kalkuliert wird. Ähnlich hohe Ausgaben pro Person würden entstehen, wenn die Bundesrepublik ein bedingungsloses Grundeinkommen in Höhe von 1000 Euro pro Monat einführt. Doch dieser Vergleich hat eine Schwachstelle: Er verkennt das System, das hinter der Masseneinwanderung steckt. Dieses System lockt zum einen durch hohe finanzielle Anreize Ausländer nach Deutschland, zum anderen sorgt es aber auch dafür, daß unter den Deutschen die Profiteure zahlreicher werden. Wenn deutsche Politiker also vor skrupellosen Schlepperbanden warnen, die gefährliche Bootsfahrten über das Mittelmeer organisieren und damit Milliarden verdienen, ist diese Kritik zwar absolut berechtigt. Aus Eigeninteresse verschweigt die Politik aber, welches Ausmaß das Geschäft mit Flüchtlingen in Deutschland angenommen hat.

Das fängt bereits beim Staat selbst an: Je mehr Flüchtlinge kommen, umso mehr Verwaltungsaufwand entsteht. Die Bundesagentur für Arbeit sieht dies als Chance und fordert deshalb mehr Personal und Geld. Insgesamt müsse man sich schließlich derzeit um mehr als 500000 Flüchtlinge kümmern. Dazu sind Sonderschulungen der eigenen Mitarbeiter nötig. Außerdem braucht die Arbeitsagentur neue Berater und Ausbildungskurse, damit sie den Flüchtlingen wirklich helfen kann. Wenn dann die Behör-

denchefs und Pressesprecher von der »Integration in den Arbeitsmarkt« sprechen, meinen sie in Wirklichkeit Fördermaßnahmen für Flüchtlinge, die viel Geld in das eigene Haus spülen. Die Arbeitsagentur möchte z.B. viel früher Bafög und Ausbildungsförderung an die Flüchtlinge zahlen. Insgesamt will sie 1000 neue Stellen durchsetzen und zusätzliche 150 Millionen Euro für Arbeitsmarktpolitik einsetzen. Bundesministerin Andrea Nahles (SPD) deutete bereits an, daß die Durchsetzung dieser Forderung nur noch Formsache ist: »Insbesondere müssen mehr finanzielle Mittel her für berufsbezogene Sprachkurse und Eingliederung in Arbeit.« Die Grünen halten in diesem Bereich sogar Investitionen in Höhe von 520 Millionen Euro für notwendig und diverse Bildungsverbände (DVV, GEW, BBB) wollen ebenfalls noch einmal zusätzliche 180 Millionen Euro für sich herauschlagen, weil Asylbewerber die angebotenen Integrationskurse so früh wie möglich besuchen sollten.

Es ist logisch, daß die deutsche Wirtschaft diese Forderungen unterstützt, da sie so ohne eigene Anstrengungen in den Genuß billiger Arbeitskräfte kommt. Sowohl die Industrie- und Handelskammern, Arbeitgeberverbände als auch Konzerne wie Daimler haben sich deshalb in der Flüchtlingsfrage bereits klar positioniert. Asylbewerber und sogar geduldete Ausländer sollten so schnell wie möglich arbeiten dürfen. Die Unternehmen profitieren davon auch dann, wenn die Integrationsmaßnahmen nur bei wenigen gelingen. Um die anderen kümmert sich schließlich der Sozialstaat.

Im Ausländerbericht 2014 kommt die Bundesregierung zu dem Ergebnis, daß die Armutsgefährdungsquote bei Migranten mit 26,8 Prozent mehr als doppelt so hoch liegt wie bei Deutschen. Erstaunlicherweise hat bei Migranten auch der Bildungsstand nur geringe Auswirkungen auf diese Gefahr. Auch von denjenigen, die ein Abitur vorweisen können, ist noch jeder Fünfte laut Definition arm. Zum Vergleich: Nur 14,9 Prozent der Deutschen, die sogar einen Hauptschulabschluß verfehlten, müssen in Armut leben. Die Arbeitslosenquote bei Ausländern liegt mit 13,7 Prozent ebenfalls trotz einer positiven Entwicklung in den letzten Jahren noch immer mehr als doppelt so hoch wie bei Deutschen. Berücksichtigt werden sollte außerdem, daß die Anzahl der lediglich geringfügig entlohnten Ausländer kontinuierlich zunimmt. Sie zählen ebenfalls zu den Verlierern der Masseneinwanderung. Ihre Träume und Wünsche haben sich vielfach nicht erfüllt.

Auch ein Blick ins Ausland zeigt, daß es sehr zu bezweifeln ist, einen Großteil der täglich ankommenden Flüchtlinge schnell in Arbeit zu bringen. In Dänemark sind drei von vier Flüchtlingen, die Anfang der 2000er Jahre kamen, zehn Jahre später immer noch arbeitslos gewesen. Wenn die Bertelsmann-Stiftung trotzdem die »Umwandlung des Asylbewerberstatus in einen Arbeitsstatus« fordert und der Daimler-Konzern jedem Flüchtling, der einen Ausbildungsplatz vorweisen kann, ein »Bleibe-recht« einräumen will, dann müssen hier also andere Interessen als die vorgegebenen dahinterstecken. Dem Staat soll die Entscheidungskompetenz, wen er als illegalen Einwanderer ansieht und wen er in seinem Land leben lassen will, abgenommen werden, weil jeder neue potentielle Arbeitnehmer und Konsument die Einnahmen ganz bestimmter Behörden und Unternehmen erhöht. Das Paradoxe an dieser schleichenden Entmachtung des Staates ist, daß er diesem Prozeß aus ideologischen Gründen zustimmt und ihn weiter beschleunigt.

Die Verlierer dieses Systems der Gewinnmaximierung durch Masseneinwanderung sind andere: Deutsche Studenten, Großfamilien und Vereine verlieren ihre Unterkünfte, weil sie für Flüchtlinge Platz machen müssen. Duisburgs Oberbürgermeister Sören Link (SPD) gab kürzlich offen zu, daß er Wohnungen beschlagnahmen müsse, um die Neuankömmlinge unterzubringen. Dort kommen dann zum Beispiel Asylbewerber vom Balkan hinein, die keinerlei Aussicht auf Anerkennung haben. Andere staatliche Aufgaben bleiben auf der Strecke: Duisburg hat kein Geld mehr dafür, Schulen, Kindertagesstätten, Spielplätze und Schwimmbäder zu sanieren. Das wiederum wird auch vom »Netzwerk gegen Rechts« scharf kritisiert, ohne daß die linken Aktivisten die Ursachen der »neoliberalen Stadtpolitik« begreifen, weil sie an anderer Stelle ebenfalls genau zu der Selbstbedienungsmentalität neigen, die hinter dem System der Profiteure der Masseneinwanderung steckt. ■

Bautzen

»Ins Vier-Sterne-Spreehotel von Peter Killian Rausch kommen kaum noch Gäste. Er bietet es daraufhin zur Flüchtlingsunterbringung an und erhält derzeit pro Jahr 700.000 Euro. Rausch trat unter anderem bei Maybrit Illner (ZDF) auf. Sein Engagement für Asylbewerber wird in der Öffentlichkeit fast durchweg als vorbildlich dargestellt.«

Sarah Borufka: »Das Flüchtlingsheim im Vier-Sterne-Hotel«, *Die Welt*, 4. Dezember 2014

Reinhold Oberlercher – Der letzte Hegelianer

von Siegfried Gerlich

Politisch verfeimte Denker der Zeitgeschichte sind Legion, aber Reinhold Oberlercher ist ein Enfant terrible gesteigerter Art: vom linksliberalen Juste Milieu ignoriert, flieht ihn nicht minder auch die rechtskonservative Szene. Sogar in der radikalen Rechten steht Oberlercher auf verlorenem Posten, seit Hans-Dietrich Sander sich von dem Starautor seiner *Staatsbriefe* trennte und selbst Horst Mahler sich mit seinem geistigen Mentor überwarf. So beschränkt sich seine Anhängerschaft mittlerweile auf jenen verlorenen Haufen kompromißloser Nationalrevolutionäre, die dem »Deutschen Kolleg« verbunden geblieben sind, welches 1994 gegründet und 1998 von Mahler und Oberlercher als »Schulungseinrichtung der nationalen Befreiungsbewegung der Deutschen« zu neuem Leben erweckt wurde.

Oberlerchers einsame Stellung verdankt sich jedoch nicht nur seinem politischen Extremismus, sondern zumal seinem philosophischen Rigorismus. Denn bei allen didaktischen Ambitionen, die Oberlercher notorisch wie einen Oberlehrer dozieren lassen, bewegt er sich durchweg auf einem zu hohen Theorieniveau, um noch mit volkspädagogischer Breitenwirkung rechnen zu können. Und die wenigen ihm geistig gewachsenen Intellektuellen scheuen jede Auseinandersetzung, so als würde unweigerlich zum politischen Gefolgsmann, wer sich mit Gewinn an seinen theoretischen Schriften abarbeitet. Dabei lebt in Oberlerchers doktrinärer Unduldsamkeit noch immer der revolutionäre Habitus des einstmaligen Agitators des Hamburger SDS fort, und gewiß hätte er es ohne seine marxistischen Lehrjahre kaum zu jener dialektischen Meisterschaft gebracht, mit der er noch Adolf Hitler als legitimen Erben von Karl Marx auszuweisen versteht. Jedenfalls besticht Oberlerchers Werk durch eine so strenge Systematik und stupende Sachkompetenz in nahezu allen Wissensbereichen, daß nicht nur Rechte, sondern auch Liberale und Linke ihren politischen Verstand daran schulen könnten – und sei es mit dem Ziel, den fatalen Strategien seines überspitzten Intellektualismus auf die Schliche zu kommen anstatt sich mit begriffsstützigem Kopfschütteln zu begnügen.

Am 17. Juni 1943 in Dresden geboren und später in Leipzig aufgewachsen, wurde Oberlercher bereits 1959 »republikflüchtig« und siedelte nach Hamburg über, wo er seit 1965 Philosophie, Pädagogik und Soziologie studierte und die »Wortergreifung« von 1968 intellektuell munitionierte. Während des »roten Jahrzehnts«, als die revoltierenden Pragmatiker ihren kommoden Marsch durch die Institutionen antraten, arbeitete der revolutionäre Theoretiker dagegen an einer Formalisierung des Marxschen *Kapital* und gab die Zeitschrift *Theorie und Klasse* heraus. Oberlerchers philosophischer Totalitätsanspruch sollte indessen erst in den folgenden Dekaden ganz hervortreten: Das 1986 vollendete enzyklopädische *System der Sozialwissenschaften* wurde 1994 in eine sozialphilosophische

»Oberlercher präsentiert gegenwärtig die mit Abstand radikalste und kompromißloseste Variante des ›revolutionären Nationalismus‹.«

Verfassungsschutz, 1995

»Die 68er Bewegung steht nicht für die Amerikanisierung der Welt, nicht für die Zerstörung der Völker und Familien durch Kommerzialisierung von allem und jedem, nicht für die Ausbreitung von Job-Mentalität, schlechter Musik, Pornographie, Rauschgift, Kapital, Verbrechen und Kapitalverbrechen, – sie steht für das Gegenteil.«

Horst Mahler/Günter Maschke/Reinhold Oberlercher: *Kanonische Erklärung zur Bewegung von 1968*, 1998

Lehre vom Gemeinwesen überführt und 2014 von einem holistischen System der Philosophie überwölbt. Auf seinem nicht weniger totalisierenden politischen Denkweg wiederum durchlief Oberlercher nach marxistischen Anfängen erst noch eine sozialdemokratische sowie eine anarchistische Phase, bevor sich schließlich eine nationalrevolutionäre Position herauskristallisierte, welche die frühe »dtschkistische« Programmatik geläutert in sich aufnahm. Als Hegelianer war Oberlercher davon überzeugt, daß die Philosophie weder rechts noch links stehen dürfe, da sie das »Ganze« als das »Wahre« zu denken habe. Und weil der mittlere, der liberale Weg als einziger nicht nach Rom führt, ließ er die Extreme so überhitzt aufeinanderprallen, daß es dabei gleichsam zu einer »nationalmarxistischen« Kernfusion kam.

Einen »Nationalmarxisten« darf Oberlercher sich ohne Koketterie nennen, hat er doch die Marxsche Klassenanalyse, mit der *Das Kapital* unvollendet abbrach, konsequent weitergeführt und aus den ökonomischen Produktionsfaktoren die ihnen entsprechenden politischen Parteien abgeleitet: Wie der »Liberalismus« das »Kapital« repräsentiert, so der »Konservatismus« den »Grundbesitz« und der »Sozialismus« die »Arbeitskraft«. Um eine angemessene Repräsentation dieser Eigentumsklassen zu gewährleisten, müßten die Parteien daher wieder als reine, kämpferische »Klassenparteien« auftreten, nachdem die sogenannten »Volksparteien«, die eben nicht das ganze Volk vertreten, sich den Staat zur Beute gemacht und die öffentlichen Kassen geplündert haben. Nur durch die Abschaffung der kapitalistischen Klassenherrschaft wie der parlamentarischen Parteienherrschaft läßt sich nach Oberlercher das Staatsvolk in seine politischen Rechte einsetzen; denn nicht nur eine despotische Monopolpartei bolschewistischen Typs, auch ein pluralistisches Parteiensystem kapitalistischen Typs usurpiert die verfassungsgebende Gewalt des Volkes, welches allein in einem souveränen Nationalstaat zu historischem Dasein findet. Der wesensgemäße Lebensraum des Staates ist mithin nicht die bürgerliche Gesellschaft, die ihn ökonomisch zu vereinnahmen trachtet, sondern die durchaus unbürgerliche Staatengesellschaft, in der er sich politisch zu behaupten hat. Aber freilich unterscheidet sich der historisch gewachsene »Nationalstaat« kontinentalgermanischer Prägung charakteristisch von der politisch gewollten »Staatsnation« angloamerikanischer Provenienz, welche kein kulturell homogenes »Volk« versammelt, sondern lediglich eine multikulturell heterogene »Bevölkerung« zusammenhält. Insofern taugen gerade klassische Einwanderungsländer, die von »staatsgeborenen Pseudovölkern« besiedelt werden, keinesfalls als Modell für »volksgeborene Staaten« wie Deutschland, das traditionell ein die osteuropäischen Länder kulturell bereicherndes Auswanderungsland gewesen war.

In diesem modernen Gegensatz von bodenständigen Nationalstaaten und wurzellosen Staatsnationen aber sieht Oberlercher noch immer den alten Widerstreit zwischen »seßhaft-produktiven« und »nomadisch-extraktiven« Lebens- und Wirtschaftsformen fortwirken: Hatten einst indogermanische Bauernvölker dank der kulturstiftenden Erfindung des Ackerbaus die »neolithische Revolution« getragen, welche dem prähistorischen Jäger- und Sammlerdasein des Menschen ein Ende setzte, so rüsteten sich dagegen orientalische Nomadenvölker zu einer »anti-neolithischen Gegenrevolution«, indem sie mit ihrer primitiven Raub- und Viehwirtschaft eine Politik der verwüsteten und abgeweideten Erde betrieben. Viele Jahrtausende später wiederum, als die von Europa ausgegangene industrielle Revolution sich als Fortsetzung der neolithischen Revolution mit technisch fortgeschrittenen Mitteln entfaltet hatte, waren es »kosmopolitische Kapitalnomaden« vornehmlich aus den Vereinigten Staaten, die »parasitäre Abweidungsfeldzüge« gegen produktive Volkswirtschaften und gehegte Kulturlandschaften unternahmen. Schon die extrem-calvinistischen Pilgrims, die mit ihrer alttestamentlichen Verschärfung der katholischen Werkheiligkeit zur kapitalistischen Erfolgsheiligkeit zugleich die lutheranische Gnadenheiligkeit zurückwiesen und so das germanische Reformationswerk insgesamt verrieten, wähten sich als auserwähltes Gottesvolk und beschworen damit jenes »Unheilige Reich« herauf, welches sich nachmals durch »frömmelnden Imperialismus und globalen Interventionismus« auszeichnen sollte. Einstweilen hat der US-amerikanische Globalkapitalismus sein Militär als freihändlerische Eingreiftruppe in einen

»Kritik heißt Unterscheidung. Die grundlegende Unterscheidung ist die Diskriminierung, also die abwertende Scheidung des Falschen vom Richtigen, des Schlechten vom Guten, des Häßlichen vom Schönen, der Norm von ihrer Sache. Die Steigerung dieser ethischen Diskriminierungsfähigkeit fördert die Intoleranz, also die Kraft zur Unduldsamkeit gegen das Falsche, Schlechte, Häßliche, Normative, gegen die Beeinträchtigung des Rechtes durch das Gesetz.«

Oberlercher: *Das Gesetz. Kritik des legalen Denkens*

»Philosophie und Demokratie sind von Anfang an unvereinbar ... An Sokrates hat die athenische Demokratie im Jahre 399 v. Chr. Justizmord begangen; dieser Tod hat die Erbfeindschaft zwischen Philosophie und Demokratie bis auf den heutigen Tag begründet ... Und heute gibt es zwar eine Unmenge an demokratischen Philosophieprofessoren, aber keinen einzigen Philosophen, der Demokrat gewesen wäre.«

Das Gesetz

»Wo vollkommene Gemeinschaftszerstörung stattgefunden hat, dort blühen die Menschenrechte. Menschenrechte sind das Armenrecht des atomisierten Individuums ... Ganz besonders falsch aber ist das Wort »Menschenrechte«, weil es den Menschen nicht zum Rechtssubjekt bestimmt, nicht als Person oder subjektives Recht der Moralität faßt, sondern als mit abstrakten Rechten behängte Schaufensterpuppe der imperialistischen Globalpropaganda mißbraucht.«

Oberlercher: *Lehre vom Gemeinwesen*

missionarischen Dauereinsatz versetzt, um mit frei flottierendem Spekulationskapital alles standortgebundene Produktionskapital ungehemmt in den Ruin treiben zu können. Vollends seit die Deregulierung von Finanzmärkten und Warenströmen auch immer mobilere Informationsfluten und Migrationsströme freisetzt, erweist sich die »Nomadologie« als Schicksalsgesetz einer im Posthistoire versandenden Moderne.

Gleichwohl sind nach Oberlercher seßhafte germanisch-europäische Kulturstaaten gegen mobile orientalische wie angloamerikanische Migrationsgesellschaften, die noch dem nomadischen Gesetz der Wüste gehorchen oder bereits hochtechnisierte Wüstenstürme entfesseln, allemal im Recht, da nur sie beglaubigtes »Recht« und beständiges »Eigentum« von bloßem »Gesetz« und beweglichem »Besitz« überhaupt unterscheiden können. In Opposition zu einer gesetzes- und vertragsförmig normierten Weltgesellschaft aus entwurzelten Individuen fordert Oberlercher



Horst Mahler (z.v.l.), Prof. Michael Nier (z.v.r.) und Reinhold Oberlercher (r.) beim »2. Grossen Kameradschaftsabend mit Gästen aus Politik und Kultur« (Christoph Schlingensief, Berliner Volksbühne, 1999) kurz vor der »Busenattacke«.

folgerichtig die rechts- und ordnungsgemäße Wiedereinwurzelung von souveränen Volksgemeinschaften, wie sie nur eine »völkische Weltrevolution« durchsetzen könnte. Und für diese am Selbstbestimmungsrecht der Völker ausgerichtete Totalrevolution weist er, kaum überraschend, den Deutschen als dem »reichsbildenden Volk Europas« die Führungsrolle zu: War der Deutschen Nation schon vom Heiligen Römischen Reich das Amt des »Katechonten« übertragen worden, so hätte sich ein erneuertes Deutsches Reich als stabilisierende Ordnungsmacht der künftigen europäischen Geschichte und zumal als »antiimperialistischer Aufhalter« einer »judäo-amerikanischen Endzeitherrschaft« zu bewähren.

Als letzter Fluchtpunkt von Oberlerchers unzeitgemäßen Betrachtungen aber firmiert stets das Dritte Reich, und allein aus dessen hegelmäristischer Umdeutung erklärt sich die Entschiedenheit, mit der er Rudi Dutschke zur neuen deutschen Führergestalt und die RAF zum »Waffen-SDS« als vorauseilender »Reichs-Armee-Fraktion« eines »Viertes Reiches« stilisiert hat. Als Schüler Hegels, der die Deutschen aufgrund ihrer gelückten Reformation zum neuzeitlichen Träger des Weltgeistes berufen hatte, aber auch Marxens, der keine proletarische Klassenherrschaft errichten, sondern das Proletariat als Klasse vernichten und im Volk aufgehen lassen wollte, vertritt Oberlercher die tollkühne Auffassung, die von beiden Denkern avisierte National- und Sozialrevolution sei in der nationalsozialistischen Revolution zumindest ansatzweise zur Wirklichkeit geworden. Indem Oberlercher den Nationalsozialismus allerdings scharf gegen den Faschismus abgrenzt, bezieht er eine buchstäblich »antifaschistische« Position, die gegen Max Horkheimers bekanntes Diktum, wer vom Kapitalismus nicht reden wolle, solle auch vom Faschismus schweigen, keinerlei Einwände erhebt. Denn gemessen an Hitler, der eine »antikapitalistische Volksrevolution« vollzogen habe und damit dem Ideal der von Hegel gefeierten germanischen Volksdemokratie treu geblieben sei, muß Mussolini nachgerade als ein konterrevolutionärer Etatist erscheinen, der weit mehr Affinitäten zu Lenin aufweist: Wie der russische Bolschewismus eine »asiatische Konterrevolution« war, die sich am orientalischen Despotismus und zumal der pharaonischen Zwangswirtschaft orientierte, so stellt entsprechend der italienische Faschismus eine »antike Konterrevolution« dar, sofern er sich an der römischen Diktatur ausrichtete und das Volk unter der Herrschaft eines zum Imperium überhöhten Staates begrub. Deutschland hingegen habe gerade aufgrund seines nationalromantischen Antikapitalismus und seiner antirömischen Affekte einen echten »völkischen Sozialismus« hervorgebracht.

Immerhin räumt Oberlercher ein, daß das Dritte Reich zum Scheitern verurteilt war, da es durch seine faschistischen Bündnisse korrumpiert worden und in seinen imperialistischen Herrschaftsanmaßungen auf

»Das Heilige Reich Europas ist immer Deutschland gewesen; wurde ihm die Gefolgschaft verweigert oder gar frevelnd die Hand erhoben, es zu schänden und zu zerstören, erkrankte die abendländische Gemeinschaft an ihrer Seele: Europa zog sich in einem Anfall schwerster politischer Depression aus seiner universellen Weltstellung zurück und wurde der Spielball minderwertiger, raumfremder Mächte, politischer wie geistiger ... Der Gott des Abendlandes muß sich wieder zum obersten Herrn der Welt erheben und die Götter des Orients unterwerfen. Das Heilige Deutsche Reich zu erneuern setzt voraus, daß das Allerheiligste des deutschen Volksgeistes restauriert wird: der Deutsche Idealismus.«

Lehre vom Gemeinwesen

faschistisches Niveau herabgesunken sei. Zudem habe Hitler das deutsche Volk, anstatt es als »Rechtssubjekt« zu konstituieren und zum Souverän des politischen Gemeinwesens zu erheben, nach jüdischem Vorbild zur »Rasse« naturalisiert und für eine altisraelische Lebensraumpolitik instrumentalisiert. Aber auch in der nationalsozialistischen Judenverfolgung kann Oberlercher nur eine »tätige Beihilfe zur jüdischen Religionspropaganda« sehen, die sich nicht ohne Grund gegen deren Urheber selbst gewendet habe – denn als »radikal böse« gilt ihm bezeichnenderweise nicht der reale Völkermord, sondern vielmehr das religiöse »Völkermordgebot«. Daß Oberlercher aus einschlägigen Stellen des 5. Buches Mose, unbekümmert um tatsächliche jüdische Lehrmeinungen, einen solchen kategorischen Vernichtungsimperativ glaubt extrahieren zu dürfen, ist indessen nicht nur seinem unversöhnlichen Antijudaismus geschuldet, zu dem er sich forsch und freimütig bekennt, sondern ebensowohl seinem unerschütterlichen Hegelianismus. Auch für Oberlercher nämlich ist die Weltgeschichte das Weltgericht, und schon darum durften all jene Zeitgenossen, welche die Deutschen nach der Judenvernichtung für ein »von der Geschichte widerlegtes Volk« (Otto Westphal) hielten, keinesfalls Recht behalten. Und gegen jene Geisteshistoriker, die lange zuvor schon den »Zusammenbruch des Hegelschen Systems« vermeldet hatten, suchte Oberlercher mit einem wahrhaft kindlichen Urvertrauen in den deutschen Idealismus dieses »Allerheiligste des deutschen Geistes« wieder in Kraft zu setzen.

Die größte Herausforderung der Hegelschen Geschichtsphilosophie aber war die Theodizee: die Rechtfertigung Gottes, wodurch »das Übel in der Welt begriffen, der denkende Geist mit dem Bösen versöhnt werden« sollte. Und weil dieses Böse, als welches die Epoche der Aufklärung noch das Erdbeben von Lissabon erlebt hatte, nach der Epoche des Faschismus sich in Auschwitz zu inkarnieren schien, mußte Oberlercher alles daran setzen, eine philosophische Versöhnung noch und gerade mit dieser entsetzlichsten Untat der deutschen Geschichte zustande zu bringen. Mit sicherem Gespür für den würdigen Feind attackierte er den »kafkaesken Professor« Theodor W. Adorno, der in seinen philosophischen Fragmenten einen Angriff auf das deutsche Systemdenken geführt und das »Ganze« zum »Unwahren« erklärt hatte. Insbesondere Adornos *Negative Dialektik*, die er als »jüdische Rache« für Auschwitz beargwöhnte, suchte Oberlercher durch eine »positive Dialektik« von deutscher Gründlichkeit zu parieren. Unerschrocken zitierte er Paul Celans berühmtes Verdikt vom Tod als »Meister aus Deutschland«, um diesem eine ungeheuerliche affirmative Wendung zu geben: »Nur der Tod aus Deutschland ist ein Meisterwerk, jede der vielen schlechten Auschwitz-Kopien seit dem zweiten Weltkrieg zeigt das.«

Doch selbst mit solchem wahnwitzigen Bekennermut, der freilich die notorischen Auschwitz-Revisionisten ihrer Gesinnungsschwäche überführte, blieb Oberlercher am Ende nur Hegel treu. Denn nicht obwohl, sondern weil Oberlercher sich stets als der konsequenteste aller Hegelianer verstand, mußte er in letzter Konsequenz auch zum Hitlerianer werden und ungerührt darüber hinwegsehen, daß gerade Hitlers Vernichtungspolitik aus Hegels bekanntem Bild von der Geschichte als »Schlachtbank«, auf welcher »das Glück der Völker, die Weisheit der Staaten und die Tugend der Individuen zum Opfer gebracht werden«, eine geradezu monströse Wahrheit freigesetzt hat. Insofern zeugt Oberlerchers bis zur Manie gesteigerte Apologie des Dritten Reiches immer auch von einer verzweifelten Abwehr jener Depression, die den deutschen Geist nach dessen Untergang befahl und bis zur Selbstverleugnung trieb. Aber wenn er mit einer intellektuellen Stringenz und einem militanten Ethos ohnegleichen auch nach den Katastrophen des 20. Jahrhunderts noch einmal versucht hat, »die Vernunft in der Geschichte« zu erweisen und selbst Auschwitz in den Dienst des Wahren, Guten und Schönen zu zwingen, so konnte daraus nur eine sich selbst kompromittierende, schwarze Theodizee resultieren. Der tragische Umstand, daß gerade Oberlerchers messerscharfer Verstand ihn zu diesem Wahnsinn mit Methode verführte, ist dabei so wenig zu verkennen wie der terroristische Grundzug eines Denksystems, in dessen perfektionistischer Hermetik schlechthin alles aufgeht – das konservative Wissen um die problematische Mängelnatur des Menschen aber ausgelöscht ist. ■

»Es gibt in Oberlercher einen Riß zwischen dem intellektuellen Hochseilkünstler und dem von dumpfen Impulsen getriebenen SA-Mann. Man muß schon eine Prise weltmännisch sein können.«

Günter Maschke

Literaturhinweise von und zu Reinhold Oberlercher:

Lehre vom Gemeinwesen, Berlin 1994;

Das Gesetz. Kritik des legalen Denkens, Mengerskirchen 2008;

Das Kapital von Karl Marx, vollendet und formalisiert von Reinhold Oberlercher, Mengerskirchen 2009;

Systematische Miniaturen über Pädagogik – Recht – Staat – Globalisierung, Mengerskirchen 2009;

Hegels System in Formeln, Mengerskirchen 2010;

Philosophie der Mathematik, Mengerskirchen 2012;

System der Philosophie, Mengerskirchen 2014.

Gesammelte Schriften in fünf Bänden, Bremen 2004, CD-ROM. (Diese digitale Werkausgabe enthält auf über 2200 Seiten sämtliche Schriften Oberlerchers bis 2003.)

Christian Kositzka: *Glossar zu Reinhold Oberlerchers Werk*, Books on Demand 2012.

Manuel Seitenbecher: *Mahler, Maschke & Co. Rechtes Denken in der 68er-Bewegung?*, Paderborn 2013.

Hiroshima und Nagasaki

von Yoshitaka Fukui

Wie Nagasaki und Hiroshima für die Japaner steht Dresden für das deutsche Volk als Symbol für das Leiden und Sterben der Zivilbevölkerung im Zweiten Weltkrieg. Es gibt jedoch einen großen Unterschied zwischen der deutschen und der japanischen Tragödie: Während die Zerstörung von Hiroshima und Nagasaki eine weltweite Bedeutung erlangt hat, blieb Dresden eine nationale Angelegenheit. Und im Gegensatz zu Dresden werden Nagasaki und Hiroshima bis zum heutigen Tag ins Feld geführt, um die moralische Legitimität der einzigen verbliebenen Supermacht in Frage zu stellen. Kurz vor der US-Invasion des Irak erinnerte Nelson Mandela an die beiden Atombombenabwürfe und sprach den USA jegliches moralische Recht ab, den Weltpolitisten zu spielen: »Wenn es ein Land gibt, das auf der ganzen Welt unaussprechliche Greuel taten begangen hat, dann sind es die Vereinigten Staaten von Amerika. Menschenleben bedeuten ihnen nichts.«

Der bemerkenswerteste und deprimierendste Aspekt der nuklearen Bombardierung dicht bevölkerter Ziele ist die durchgehend rein pragmatische Haltung der Verantwortlichen. Wie Barton Bernstein, Professor in Stanford und Experte zu diesem Thema, 1995 herausstrich: »Vor Nagasaki und Hiroshima sahen die Regierenden im Gebrauch von Atombomben kein besonders großes moralisches Problem.« Die Amerikaner waren seit dem Unabhängigkeitskrieg stolz auf ihre demokratischen Prinzipien gewesen. Daher erwartete die Öffentlichkeit auch während des Krieges, daß sich ihre politischen Führer für den Gebrauch der Steuergelder zu verantworten hatten, in weitaus höherem Maße als andere kriegführende Nationen. Bernstein schrieb: »Das Manhattan Project wäre als gigantische Geldverschwendung betrachtet worden, hätte man seine Effektivität nicht auf dramatische Weise durch den Einsatz von Atombomben unter Beweis gestellt.« Als im März 1944 ein US-Senator versuchte, dem Zweck eines geheimen Zuschusses für das Kriegsministerium nachzugehen, wurde er angewiesen, seine Nase nicht in die Angelegenheiten von Generalstabschef George Marshall zu stecken. Kriegsminister Henry Stimson bezeichnete diesen Senator in seinem Tagebuch als »Quälgeist«, der »ziemlich vertrauensunwürdig« sei. Es handelte sich dabei jedoch um keinen Geringeren als Harry S. Truman, der später den Abwurf der Bomben befahl.

Wir sollten allerdings mit Truman nicht allzu streng ins Gericht gehen. Schon Franklin D. Roosevelt hatte geplant, Nuklearwaffen gegen Deutschland, Japan oder beide Länder einzusetzen, und als Truman im April 1945 seine Nachfolge antrat, war klar, daß man eine einmal angefertigte Bombe auch benutzen würde. Als im Juli 1945 die erste Atombombe erfolgreich detonierte, befand sich Japan noch im Krieg, während Deutschland bereits kapituliert hatte. Obwohl Truman und seine Berater wußten, daß Japan früher oder später ohnehin kapitulieren mußte, setzten sie die enorm teure Waffe ein. Ob man die Bomben abwerfen sollte oder nicht, wurde schon nicht mehr diskutiert; es ging nur noch um das Wo.

Der finanzielle Aufwand zur Herstellung der Atombomben spielte bei der Entscheidung über ihren Einsatz in der Tat eine Rolle – nicht aber die Menschenleben, die der Abwurf erwartungsgemäß kosten würde. Amerikanische Bomber unter dem Kommando von General Curtis LeMay, einem Zwillingbruder im Geiste des britischen Luftmarschalls Arthur »Bomber« Harris, äscherten am 10. März 1945 nach dem Vorbild Dresdens Tokio ein. Dem Angriff fielen 100000 Menschen zum Opfer. Dasselbe Schicksal erwartete in den kommenden Monaten die meisten japanischen Großstädte. Als die Atombomben fertig waren, war Hiroshima eines der wenigen verbliebenen Ziele. Das ursprüngliche Ziel des zweiten Abwurfs, Kokura, wurde aufgrund der Wetterbedingungen verschont; an seiner Stelle wurde Nagasaki Opfer des bislang letzten Nuklearwaffeneinsatzes der Geschichte. Es ist eine tragische Ironie des Schicksals, daß die US-Besatzungstruppen nach dem Krieg enthusiastisch christliche Mission betrieben, wo doch Nagasaki in Japan einzigartig für seinen großen christlichen – katholischen – Bevölkerungsanteil war und bis heute ist.

Die totale Zerstörung von Hiroshima und Nagasaki begann allerdings ziemlich rasch das Gewissen der amerikanischen Führungskräfte zu belasten, Truman eingeschlossen. Dennoch blieb etwa James Conant, Hochschulpräsident von Harvard und wissenschaftlicher Berater den Einsatz von Nuklearwaffen betreffend, auch nach dem Krieg ein eiserner Verteidiger der Entscheidung für die Bombe. Der renommierte Chemiker wies die öffentlich geäußerte Kritik von Reinhold Niebuhr, einem der einflußreich-



*Römisch-katholische
Kathedrale in Nagasaki*

sten Theologen seiner Zeit, in einem Brief scharf zurück: »Wenn sich die Amerikaner wegen des Abwurfs der Atombombe schuldig fühlen sollen, warum nicht auch für die Bombardierung Tokios und anderer Städte?« (Barton Bernstein).

Um das aufkommende schlechte Gewissen in der Bevölkerung zu zerstreuen, lancierte die Regierung unter Truman eine gut durchdachte Kampagne, die das Ziel hatte, die fatale Entscheidung zu rechtfertigen. Sie ging im wesentlichen auf das Konto von Conant und Stimson, der als hochrespektierter weiser Alter der amerikanischen Politik galt. Im einflußreichsten Artikel der Kampagne, publiziert in Stimsons Namen, hieß es: »Mein Ziel war es, den Krieg siegreich zu beenden und dabei das Leben der Männer in unseren Armeen, die ich aufzustellen half, auf bestmögliche Weise zu schonen. Diese bewußte, vorsätzliche Zerstörung war die am wenigsten abscheuliche Wahl, die wir hatten.« Dies war die Geburtsstunde des seither stetig wiederholten offiziellen Arguments, daß die Entscheidung, die Bomben abzuwerfen, »gewissenhaft abgewogen« worden sei, das Leben von bis zu 250000 amerikanischen Soldaten gerettet habe und daher fraglos gerechtfertigt gewesen sei.

Dieses Argument ist weder logisch zwingend noch faktisch korrekt. Und selbst dann würde es die Massentötung von Zivilisten nicht rechtfertigen. Wenn wir es akzeptieren, dann müßten wir genausogut das folgende rhetorische Argument schlucken, das der libertäre Historiker Ralph Raico formuliert hat: »Als wir An-

fang 1945 in Deutschland einfielen, dachten unsere Führungskräfte, daß die Exekution sämtlicher Einwohner von Aachen, Trier und anderen Städten im Rheinland den Wehrwillen der Deutschen brechen und sie zur Kapitulation zwingen würde. Auf diese Weise wäre der Krieg schneller zu Ende gegangen, und die Leben vieler alliierter Soldaten hätten gerettet werden können.« (Ralph Raico, *Great wars*, 2010).

Trotz der gut orchestrierten Schadensbegrenzung nach dem Krieg äußerten viele politische und militärische Würdenträger ernsthafte Zweifel, ob der Einsatz von Atomwaffen gerechtfertigt sei, unter ihnen Dwight D. Eisenhower. Allerdings waren diejenigen, die Trumans Entscheidung später in Frage stellten, ziemlich inkonsequent, wenn sie sich nicht überhaupt selbst belogen. Denn Conant hatte im Grunde völlig recht: wenn Dresden und Tokio »erlaubt« waren, warum dann nicht auch Hiroshima und Nagasaki? Wenn es von Dresden bis Hiroshima weder quantitative noch qualitative Steigerungen gibt, und die amerikanischen Politiker dies genauso gesehen haben, ehe sie die Bomben abwerfen ließen, dann war der Rubikon schon lange vor dem pazifischen Kriegsschauplatz in Europa überschritten worden. Denn der Unterschied zwischen dem Einsatz von Nuklearwaffen und konventionellen Waffen gegen zivile Ziele ist doch recht klein, und ob das Töten von Nicht-Kombattanten absichtlich oder »kollateral« erfolgt, ist lediglich eine Frage der Perspektive. ■

Linksliberales Stühlerücken

von Benedikt Kaiser

Drei Jahre ist es her, daß Henryk M. Broder gegenüber der *Jungen Freiheit* in Richtung der *taz* ätzte, sie »ist und bleibt der kleine *Stürmer*«. Aufhänger war einer der üblichen Ausfälle des damaligen *taz*-Redakteurs Deniz Yücel, der Thilo Sarrazin wünschte, »der nächste Schlaganfall möge sein Werk gründlicher verrichten«. Broder, selten um polemische Stellungnahmen verlegen, schwieg indes, als ebenjener Deniz Yücel im April 2015 sein Kollege bei der Tageszeitung *Die Welt* wurde. Stammleser äußerten in den Kommentarspalten von *taz.de* ihren Unmut ob des Wechsels zum einst befehdeten Axel-Springer-Imperium. Sie, die – neben dem Berliner Senat – zu den unverzichtbaren Stützen ihrer linksalternativen Zeitung zählen, zeigten sich irritiert, wie einfach der Übergang von einem linksoppositionellen Blatt zur staatstragenden Konkurrenz vonstatten gehen. Dabei ist ein solcher Wechsel weder verwunderlich noch ein Einzelfall. Dementsprechend blieben erstaunte Kommentare dann aus, als wenige Wochen später, im Juli 2015, die seit 2009 amtierende *taz*-Chefredakteurin Ines Pohl ihren Wechsel ins Studio Washington des öffentlich-rechtlichen Rundfunksenders »Deutsche Welle« (DW) bekanntgab. Immer wieder wird deutlich: Die Axel Springer SE und der gebührenfinanzierte Rundfunk sind die beiden entscheidenden Verteilerknoten für Publizisten aus dem radikal linken Spektrum auf ihrem Weg ins bundesdeutsche Establishment.

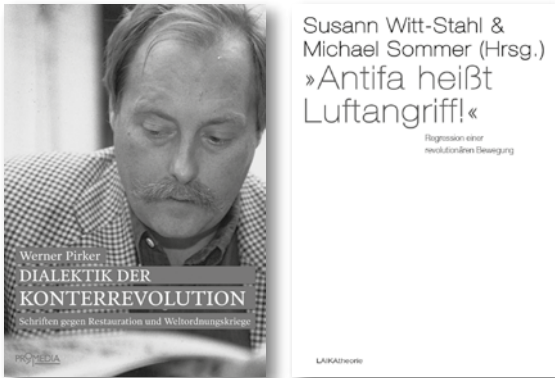
Eine Schlüsselrolle nimmt die erklärmaßen »antideutsche« und mitunter im Verfassungsschutzbericht erwähnte Wochenzeitung *Jungle World* ein. Sie, die 1997 als angriffslustiges Revolutionsprodukt entstand (weite Teile der damaligen Redaktion der Tageszeitung *junge Welt*, *jW*, wandten sich gegen ihre traditionsmarxistische Führung), ist mittlerweile *Everybody's Darling*. Zum 18. Jahrestag des Putsches in der *jW* ließ es sich die versammelte Linksschickeria nicht nehmen, den postmodernen Antifaschisten zu gratulieren: Neben den üblichen Verdächtigen, etwa von der linksparteinahen Tageszeitung *neues deutschland* oder der antideutschen Kultband Egotronic, taucht in den gesammelten Lobhudeleien auch der Name Alexander Robin auf. Robin, seines Zeichens *Welt*-Journalist und be-

kannt als Ko-Moderator von Stefan Raabs Politiklamauk auf ProSieben, ging einst durch die Volontärschule der *taz*, bevor er zu einem Promotor der Axel-Springer-*Welt* wurde. Im weiteren stößt man immer wieder auf solche Gemeinsamkeiten zwischen Axel Springer und (transatlantisch ausgerichteten) linken Publizisten. Der *Jungle-World*-Autor Bernd Volkert wurde von der Axel-Springer-Stiftung gefördert; bereits erwähnter Yücel ist nicht nur Türkei-Korrespondent der *Welt*, sondern Urgestein und Mitherausgeber der *Jungle World*; deren Autor ist auch der Göttinger Politikprofessor Samuel Salzborn, der ebenso sehr als *Welt*-Autor gefragt ist wie Matthias Küntzel, Politikwissenschaftler aus Hamburg, der der *Welt* als Antisemitismusexperte gilt und dort, ebenso wie in der *Jungle World*, die fortwährende Diabolisierung des iranischen Regimes betreiben darf. Er trifft sich in seiner Iran-Obsession mit seinem Kollegen Thomas von der Osten-Sacken. Dieser berichtet für die *Welt* aus dem Nahen und Mittleren Osten und ist einer der fleißigsten Beiträger der *Jungle World*. Sein eigener *Jungle*-Blog (»Von Tunis bis Teheran«) kann als Musterbeispiel für einseitig-verzerrende, ideologisch verblendete Desinformation gelten.

Bereits anhand einiger weniger, besonders auffälliger personeller Beispiele für die Kumpanei von *Welt* und *Jungle World* werden der ideale Anknüpfungspunkt und die Basis des gemeinsamen Weltbildes von etabliertem und vorgeblich subversivem Linksliberalismus deutlich: die Apologie der westlichen »freien Welt« als Bewahrer universal gültiger Werte wie Demokratie, Marktwirtschaft und Menschenrechte im Zeichen einer diffusen »offenen Gesellschaft«. Der Ausgangspunkt der Öffnung antifaschistischer Publizisten in Richtung der »bürgerlichen« Presse bestand darin, die globale US-amerikanische Hegemonie nicht mehr als »Imperialismus«, sondern als legitime Ausgangsbasis für weitergehende Reflexionen in bezug auf internationale Beziehungen zu begreifen. Die Barbarisierung weltpolitischer Konflikte – derzeit beispielsweise in der Levante – wird etwa nicht den USA oder den mindestens partiell von ihnen subventionierten sunnitisch-neofundamentalistischen Terrorgruppen wie dem »Islamischen Staat« oder der »Nusra-Front« zugeschrieben,

sondern – monokausal argumentierend und fest im transatlantischen Denken verankert – Iran, Syrien oder Rußland angelastet.

Der Kärntner Marxist Werner Pirker, ein 2014 verstorbenes Original der *jungen Welt*, formulierte bereits 2001 das Aperçu (wiedergegeben in der Anthologie *Dialektik der Konterrevolution*, Wien 2014), daß die Verfechter der US-Hegemonie den »Krieg als Fortsetzung der Globalisierungspolitik zur Dezimierung unabhängiger Nationalstaaten« begreifen. Pirker blieb auch bei der Analyse der heutigen Linken nicht bei oberflächlichen Betrachtungen stehen. Er durchstieg die Psyche des postmodernen,



antideutschen und westlerischen Antifaschismus, wie er speziell in der Redaktion der *Jungle World* reüssiert, und griff unter anderem – für einen zeitgenössischen deutschsprachigen Linksradikalen durchaus beachtlich – nicht zuletzt Daniel Goldhagens Diffamierungswerk *Hitlers willige Vollstrecker* als »Bestseller der Umerziehungsliteratur« an. Das antideutsche Ressentiment ist ohne *Reeducation*, Kollektivschuldthese und fortwährende Amerikanisierung der bundesdeutschen Gesellschaft bei allgegenwärtigen Bedrohungsszenarien durch neue und alte Antisemitismen schließlich nicht vorstellbar; derartige Denken erleichtert überdies auch die Akzeptanz anti-iranischer (und anti-syrischer, anti-libanesischer etc.) Stereotype.

Die aus einem solchen falschen Bewußtsein resultierende permanente Kriegsapologie eines von der Osten-Sacken und anderer übereifriger Westler gegen widerspenstige Nationalstaaten im »responsibility to protect«-Modus – mal unverblümt artikuliert, mal in humanitäre Phrasologie verkleidet – ist denn auch der Kitt zwischen transatlantisch-liberalen Journalisten unweit des Checkpoint Charlie und ihren zwei Kilometer weiter beheimateten transatlantisch-linksradikalen Pendanten aus Kreuzberg. So sehr sich die postmoderne publizistische Antifa auch als widerständig und jenseits des *Mainstreams* verortet: Natürlich hat wiederum Pirker Recht, wenn er in einem Interview von 2013 deren Rolle als »bellizistische Vorhut« des Establishments akzentuiert. Seine Konklusion trifft somit die gesamte prowestliche Linke von *taz* bis *Jungle World*, die nichts weiter als die sekundierenden Fußtruppen des herrschenden Linkliberalismus verkörpern: Deren »linksradikale Attitüde verbindet sich auf seltsame Weise mit op-

portunistischer Anpassung an den herrschaftlichen Diskurs, den sie auf eine besonders schrille Weise, das heißt auf kindische Art machtverliebt und elitär zum Ausdruck bringen.«

Deutlich wird dies nicht nur bei den Weltbefriedigungsphantasien im Zeichen von *freedom and democracy*, sondern auch innenpolitisch. Als im Frühling 2015 sowohl in Halle/Saale als auch im ebenfalls sachsen-anhaltischen Ort Tröglitz der antideutsche Flügel der Antifa gegen die einheimische, teils asylkritische Bevölkerung demonstrierte, wurde das von Pirker konstatierte Gebaren besonders frappierend unter Beweis gestellt. Sozialchauvinistische Parolen und Pauschalbeleidigungen des »ostzonalen« Prekariats durch saturierte Kinder des rotgrünen Bürgertums (gewissermaßen die »Tellerlecker der Bourgeoisie« im Sinne Rosa Luxemburgs) vertragen sich schlechterdings überhaupt nicht mit dem klassisch antifaschistisch-marxistischen Kampf um die unteren Bevölkerungsschichten. Die längst vollzogene Abkehr der bemüht hippen Postmarxisten vom »Proletariat« als »revolutionärem Subjekt« zugunsten des Minderheitenfetisches à la »LGBT« (»Lesbian, Gay, Bisexual und Transgender«) korreliert mit einer zynischen Verachtung der arbeitssuchenden, prekär beschäftigten und allgemein sozial benachteiligten Menschen, sofern es sich dabei weitgehend um autochthone Deutsche handelt. Die marxistischen Autoren Susann Witt-Stahl und Michael Sommer sprechen (im Vorwort zu dem von ihnen herausgegebenen Sammelband *»Antifa heißt Luftangriff!« Regression einer revolutionären Bewegung*, Hamburg 2014) daher mit einigem Recht von einem »Neoliberalisierungsprozess des organisierten Antifaschismus«, der die kapitalistische Logik als solche nicht hinterfragt, dem Liberalismus kein Bein stellen möchte und der schließlich die – bereits erwähnte – »Integration von Antifaschisten in den bellizistischen Konsens« zur Folge hat. Das, was Mode-Linksradikale mit ihrem »Luxus-für-alle«-Lifestyle zudem einfordern, ist nichts anderes als die Preisgabe sozialer Programmatik zugunsten des ohnehin dominierenden Konsumismus, den sie lediglich auf die Spitze treiben, mithin die bereitwillige Affirmation des »Reichs des kleineren Übels« (Jean-Claude Michéa) – eigentlich eine gewaltige Steilvorlage für die intellektuelle »Rechte«.

Die postmodern-neoliberale Linke ist also, so wiederum Witt-Stahl, »auf den Hayek gekommen und zum Hilfssheriff für Staat und Kapital verkommen«. Dem ist nichts hinzuzufügen, außer der abschließenden Ergänzung, daß Bernd Langer in seiner (recht lesenswerten) Monographie *Antifaschistische Aktion: Geschichte einer linksradikalen Bewegung* (2. Aufl., Münster 2015) irrt, wenn er »den« linksradikalen Antifaschismus als »weiterhin ausgegrenzt« bezeichnet. Das Gegenteil ist der Fall, wie zumindest die transatlantische Einheitsfront von *Welt*, *taz*- und *Jungle-World*-Autoren unter Beweis stellt – entsprechendes Stühlerücken in den Redaktionen inklusive. ■

Vor dem Bücherschrank (IX) – In den Weimarer Schützengräben

von Michael Rieger

Zahlreiche Studien haben die Rolle der Künstler, Schriftsteller und Intellektuellen im Ersten Weltkrieg untersucht. Steffen Bruendels *Zeitenwende 1914* sei hier als jüngste Veröffentlichung genannt. Wie wurde aber der Erste Weltkrieg von Schriftstellern und Intellektuellen gewertet, nachdem er im November 1918 zu Ende gegangen war? Wie schätzten die Autoren in der Zeit der Weimarer Republik das eben erlebte epochale Geschehen rückblickend ein? Zu dieser Thematik lag bisher »nur« ein bio-bibliographisches Handbuch vor. In *Die große Autoren Schlacht* hat Günter Scholdt diese literarische Auseinandersetzung nun nachgezeichnet. Der Weimarer Streit um die Deutung des Ersten Weltkriegs erschöpft sich bei weitem nicht in der Analyse berühmter Kriegsbücher wie etwa Ernst Jüngers *In Stablgewittern* oder Erich Maria Remarques *Im Westen nichts Neues*, zumal es sich meist um Texte handelt, die, bei allen Unterschieden, »ein Kriegsbild teilen, das den Schrecken und das Gräßliche keineswegs ausklammert und den Gegner im Schützengraben menschlich respektiert«. Scholdt entwirft darüber hinausgehend ein Panorama des weiten kulturellen und ideologischen Feldes, auf dem diese »Autorenschlacht« stattgefunden hat.

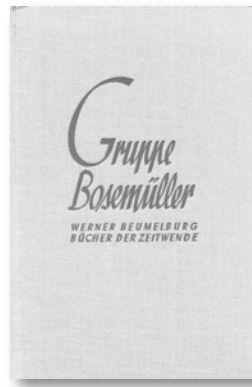
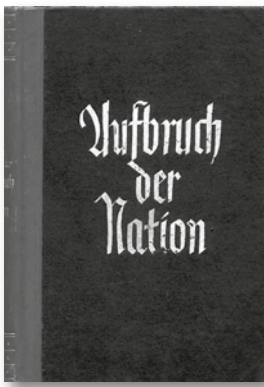
Dabei wird zunächst mit dem Klischee aufgeräumt, es hätten sich im Streit um die Erinnerung, um das Bild des Krieges zwei »homogene Autorenblöcke« gegenübergestanden, hier die guten, friedliebenden, linken Demokraten, dort die bösen, kriegsverherrlichenden, rechten Reaktionäre. Tatsächlich waren die Lager – was eigentlich niemanden verwundern kann – in sich selbst fragmentiert. Neben den Pazifisten wie Remarque oder Tucholsky fanden sich auf der Linken mit Johannes R. Becher und anderen KPD-Autoren im Umfeld der *Linkskurve* auch gleich deren Kritiker, Ex-Pazifisten, die sich derweil der neuen Militanz des revolutionären Klassenkrieges und stalinistischer Säuberungen verschrieben hatten. Daß Bechers wilder, so expressionistischer wie dokumentarischer Zukunftsroman (*CH Cl = CH*)₃ *As (Levisite) oder Der einzig gerechte Krieg* (1926) Anleihen gerade bei Jüngers *In Stablgewittern* macht, überrascht dann doch auch wieder nicht.

Auf der Rechten finden wir neben den Jünger-Brüdern Autoren wie Franz Schauwecker,

Edwin Erich Dwinger und Ernst Wiechert, die man ebensowenig in eine Schublade stecken mag wie Remarque und Becher. In Schauweckers Roman *Aufbruch der Nation* (1929), einem zentralen Text der Konservativen Revolution, wird die Niederlage keineswegs als Ende, sondern als der Beginn einer nationalen Neubesinnung gesehen, als »Wiedergeburt des neuen deutschen Menschen aus der lodernden Flamme des Krieges«, wie Josef Nadler mit vollem Pathos schrieb. Die Entwicklung bei Wiechert zeigt hingegen eine deutliche Selbstkritik: Enttäuscht von der neuen Gesellschaft, die nach dem Krieg schnell zur Tagesordnung übergehen will, reagiert »Wiecherts Titelheld von *Der Totenwolf* (1924)«, so Scholdt, »als eine Art früher Rambo auf den Amüsierbetrieb der Nachkriegszeit mit aggressiver Militanz«. Später erschien Wiechert diese Haltung aber »asozial«, gleichwohl vorübergehend unerlässlich, wie »ein Fieber, das den Körper langsam reinigte«. Erst nach überstandem Fieber nahm Wiechert Abschied »vom nationalistischen Ressentiment« und schlug in *Jedermann* (1931) differenziertere Töne an, um »zwischen dem linken und dem rechten Kriegsgenre« zu vermitteln. Bei aller Kritik am Militarismus und der Absage an die »schauerliche Absurdität« des Krieges betonte Wiechert dennoch die Bedeutung von Pflicht und Opfer, den Wert der Kameradschaft, den es, wie Scholdt ausführt, »als neue Frucht und Sinngebung des Krieges in die Nachkriegszeit« hinüberzuretten gelte.

Damit sind wir bei der Frage nach dem Sinn des Krieges – und diese Frage war es, an der sich die Geister im publizistisch und literarisch geführten »Meinungs- und Gesinnungskrieg« schieden. Formal gesehen könnten manche Texte sowohl von Autoren der Linken wie der Rechten stammen, die dann nur durch »polemische Zuschreibung« (Scholdt) einem Lager zugeordnet wurden. Aber die Antwort auf die Frage nach dem sinngebenden Gehalt des Krieges sorgte für Klarheit.

Die Linke machte es sich leichter und negierte jeden Anspruch auf eine sinnhafte Deutung, denn Soldaten waren, Tucholsky zufolge, Mörder, der Krieg war ein Verbrechen und »spätestens mit der Revolution begann eine pazifistische Totaldekonstruktion des Sinns«, schreibt



Scholdt. »Dem Krieg verblieb meist nur mehr die Rolle als zivilisationsfeindlicher Zerstörer, Entfesseler niederster Triebe und urböser Leidproduzent.« Was er ja alles auch war, aber eine derart pauschal attestierte Sinnlosigkeit wird von Scholdt auf ihre »politische Wirkungsabsicht« hin befragt. Indem die Linke ihre radikale Absage an einen sinnlosen Krieg formulierte, der als logisches Resultat des despotischen Wilhelminismus erschien, schuf sie ein staatstragendes ideologisches Element der Republik. In dieser Perspektive standen dem militaristischen Geist des Kaiserreichs die hehren demokratischen Werte des Westens gegenüber, was zumindest teilweise auf eine Übernahme der Perspektive der Entente hinauslief und als Erfolg ihrer Propaganda gewertet werden konnte. Die »Deutschland-Karikatur« diente »nun ihrerseits vermeintlich höheren politischen Zielen«.

1916 konstatierte Robert Breuer in der *Schaubühne*, es gehöre zu den »Unbegreiflichkeiten dieses Krieges, daß unsere Feinde ernsthaft zu glauben scheinen, in Deutschland die Barbarei niederkämpfen zu müssen«. Und obwohl man in Frankreich durchaus auf eine Revanche für 1871 spekulierte, gerierte man sich dort bei Kriegsbeginn, »als seien deutsche Hunnen in ein friedliches Gartenidyll von Ahnungslosen eingebrochen«. Einschätzungen, die dann nach 1918 auch von deutschen Autoren und Publizisten gepflegt wurden, die sich 1914 vom bösen Militarismus hatten verführen lassen, nun aber ihre Rollen als moralische Instanzen der Demokratie spielten. Doch der Widerspruch geht noch weiter: Wer schon das Kaiserreich kurzum als Despotie brandmarkte, »war ein fragwürdiger Republikaner, wenn er seinen Landsleuten nun den sowjetischen Totalitarismus empfahl«.

Die Frage nach dem Sinn wurde auf der Rechten erwartungsgemäß anders beantwortet. Denn sobald der Krieg als sinnhaft erfahren worden war, etwa als Verteidigung des eigenen Landes gegen Mächte, die keineswegs eine höhere Humanität geltend machen konnten und nicht frei von eigenen Interessen waren, mußten andere Konsequenzen gezogen werden. »Sinnlos war es aus nationaler Warte also keineswegs, alles dafür zu tun, das abzuwenden, was durch die Niederlage schließlich geschah.« Dabei malten die Rechten, zumal die Vertreter der Konservativen Revolution, den Wilhelminismus auch nicht in leuchtenden Farben, vielmehr zielten sie auf etwas Neues ab, auf eine nationale Wiedergeburt aus der Niederlage, aus dem Zusammen-

bruch heraus. Die Einheit des »Burgfriedens« und die Ideen von 1914 sollten wiederbelebt werden, um das darauf bezogene »Sozialprojekt neu zu justieren« (Scholdt).

Die Rechte hätte »also mit Remarque, der die Frontkameradschaft pries, Offizierstapferkeit respektierte und (...) sogar höher wertete als revolutionäre Belange, gewiß am ehesten leben können«. Daß man ihn aber auf den denunziatorischen Nenner der »Latrinenperspektive« (Hans Zöberlein) bringen wollte, lag gerade nicht am lagerübergreifenden Realismus, sondern an der Weigerung, dem Krieg einen Sinn zuzusprechen. Und so ging die Rechte in die »weltanschauliche Gegenoffensive«: Scholdt wertet Schauweckers *Aufbruch der Nation* (1929), Friedrich Lehmanns *Wir von der Infanterie* (1929), auch Werner Beumelburgs *Die Gruppe Bosemüller* (1930) als Reaktionen auf die pazifistischen Erfolgsbücher. Sie zeigen die Realität des Krieges, mythisierten ihn aber gleichzeitig aus der Perspektive der Frontsoldaten, denen aufgrund ihrer spezifischen, neuartigen Grenz- und Gemeinschaftserfahrung eine besondere Rolle für die Zukunft Deutschlands zukomme.

Der »größtstädtische Zeitgeist« begünstigte aber die »schrackenlose Feier des Individuums« jenseits von Ordnung und Pflichtvorstellungen, und jenes für die Rechten so zentrale »August-erlebnis« wurde mehr und mehr als »Legende« hingestellt. Eine »Identifikation mit der deutschen Sache« fand auf linker oder pazifistischer Seite kaum mehr statt, so daß es in den Auseinandersetzungen nicht nur zu polemischen Überspitzungen kam, sondern zu einer grundsätzlichen Radikalisierung. Das Politische verband sich dabei auch mit fundamentalen psychologischen und kulturellen Dispositionen der Akteure: »Die Erbitterung bis zuletzt standhafter Frontoffiziere darüber war groß, daß nun ausgerechnet diejenigen das Wort führten, die in ihren Augen weitgehend versagt hatten« und ihnen als »notorische Drückeberger, Simulanten, Wankelmütige, unmännlich feig, dumm in ihrer Spekulation auf Feindesmilde und clever nur im persönlich einträglichen Verrat« galten.

Anstatt den Krieg lediglich moralisch zu verwerfen, was eine relativ leichte Übung ist, hat es Autoren und Intellektuelle gegeben, die sich darum bemüht haben, den Krieg zu ergründen, auszumessen, vielleicht sogar zu verstehen. Dabei haben sie in anderen Kategorien gedacht, als ihre Opponenten, die eilig mit dem Bad des Krieges auch gleich das Kind des »po-

litischen Realismus« ausgeschüttet haben. »Die zweifellos gebotene Moral-Diskussion darüber, wie sich Völker in wilder Enthumanisierung in ein monströses Schlachthaus begeben, aus dem sie jahrelang nicht mehr entrinnen konnten, verkam dabei allzuoft zu einer bigotten, außengesteuerten und von Kreuzzugspropaganda stimulierten Sieger-Veranstaltung.«

Es ist Scholdt gelungen, zahlreiche, auch weniger bekannte Autoren wie Alfred Polgar oder Edlef Köppen zu Wort kommen zu lassen, nach Ambivalenzen zu fragen, auf diese Weise die üblichen Einseitigkeiten der Germanistik und des Feuilletons zu überwinden und stattdessen ein sehr buntes und stark differenziertes Bild dieser weitreichenden Kontroverse zu zeichnen. Das ist schon sehr viel. Zudem setzt er die geschichtspolitische Dimension der »Autorenschlacht« auf erkenntnisfördernde Weise in Beziehung zur Vergangenheitsbewältigung nach 1945. Kritisch anzumerken bleibt, daß die Rede von Weimars »Literaten« als übergreifende Bezeichnung für Autoren, Kritiker, Journalisten, Verleger im allgemeinen hingehen mag, es sich aber, gerade im konservativen Kontext, um einen abwertend konnotierten Terminus handelt, der dem Ansatz und der Lesart des Buches nicht entspricht. Von diesem Detail abgesehen bietet Scholdts Arbeit reichlich Gelegenheit, sich anregen zu lassen und von Carossa oder Remarque ausgehend über die anderen hier genannten Autoren bis hin zu Schauwecker in eine kontroverse Thematik einzudringen, deren Bewertung bis heute umstritten ist und daher auch bis heute geschichtspolitische Konsequenzen hat.

Damit zu der Frage, welche Bücher zum Thema man heute noch lesen soll? Jüngers *In Stahlgewittern* ist an dieser Stelle, gleich im ersten *Bücherschrank*, bereits zur Lektüre empfohlen worden (*Sezession* 55) und man nehme den *Kampf als inneres Erlebnis* (1922) noch dazu. Wem der Roman noch nicht durch Schullektüre verdorben wurde, lese *Im Westen nichts Neues* von Remarque, denn daß er schreiben konnte, ist bekannt: »Aufrichtigkeit, nicht Effekthascherei kennzeichnet seinen Stil« (Scholdt). Bereits erwähnt wurden Schauweckers *Aufbruch der Nation* und Wiecherts anders gelagerter *Jedermann*, die beide als repräsentative Texte unterschiedlicher Segmente der Konservativen Revolution zu empfehlen sind.

Ein fast vergessener Text sei noch hervorgehoben, Hans Carossas *Rumänisches Tagebuch* (1924). Thomas Mann und Rainer Maria Rilke waren in Friedenszeiten unter seinen Patienten gewesen, als Bataillonsarzt hatte Carossa dann zwischen September 1916 und seiner Verwundung in der Schlacht von Armantières im April 1918 am Ersten Weltkrieg teilgenommen. Zunächst in Rumänien stationiert, führte Carossa

von Oktober bis Dezember 1916 ein Journal, das zur Grundlage des *Rumänischen Tagebuchs* wurde, aber bei allen genauen Beschreibungen doch weit davon entfernt ist, die Frontzeit detailliert aufzuzeichnen. Stattdessen folgt Carossa einer literarischen Strategie, die ihren besten Ausdruck im Motto des Textes findet: »Raube das Licht aus dem Rachen der Schlange!« Es geht also darum, nicht von der Schlange des Krieges verschlungen zu werden, sondern aus ihrem Rachen Erkenntnis zutage zu fördern. Dem Krieg will Carossa etwas abtrotzen, Sinn, Bedeutung, Einsicht, so bedrohlich nahe der Schlund der Bestie auch ist. In einem Brief aus dem Jahr 1935 hat der Autor diese Vorgehensweise leicht variiert erläutert. Er mußte »den Krieg als etwas Gegebenes« hinnehmen, versuchte aber, »den dunklen Stoff geistig zu durchleuchten«.

Beim Spiel zünden drei Kinder eine scharfe Handgranate und werden von ihr zerfetzt, auch die Mutter stirbt. Krankenträger nehmen sich der Leichen an. »Die Großmutter, eine Siebenbürger Sächsin, die weinend den stillen Zug begleitete, meinte, man müsse solche Vorfälle den Kaisern und Königen der ganzen Welt zu wissen machen, damit sie traurig würden und von dem gottlosen Kriegführen abließen. Indessen war auf einmal die Sonne frei geworden und beleuchtete sehr hell einen hohen Berg, der allen auffiel. Der untere Teil zeigte fahlgrüne, mit Steinen durchsetzte Matten, dann folgte, wie mit Sorgfalt umgelegt, ein schmaler Tannengürtel, und aus diesem spitzte sich schneeglänzend eine mächtige Pyramide in das zerfließende Grau. Der feierliche Anblick bannte jeden; sogar die alte Frau verstummte, und ich, darf ich mir zugeben, daß das Jambombild der zerfetzten Kinder mir im Nu völlig ausgelöscht war? Daß es mir in der herrlichen Schau zerschmolz, als

wäre es zufällig und nur am Rande geschehen wie die meisten Begebenheiten der Zeit, dort aber, geltend und geisterbehütet, stünde ein geheimes Gesetz, das längst all unsre Leiden und Schrecken übernommen hat.«

Verharmlosung? Mangel an Mitgefühl? Ästhetisierung des Krieges? Die Beschreibung veranschaulicht sehr genau, wie Carossa »den dunklen Stoff« geistig »durchleuchtet« hat: die absurde Zerstörungskraft des Krieges, auch seine »Kollateralschäden« werden nicht verdrängt, aber sie werden Teil eines größeren Bildes. Carossa hält seine an Goethe und Stifter geschulte poetische Wahrnehmung auch dann und gerade dann durch, wenn um ihn herum Chaos und Gewalt regieren, so »raubt« er aus dem Grauen buchstäblich »das Licht«, sieht durch den Krieg hindurch auf eine andere, viel größere, weitere Welt, die ein hinter den Dingen liegendes »geheimen Gesetz« ahnen läßt, das von Dauer ist, immer da. ■

Literatur:

Die Autoren und Bücher der deutschsprachigen Literatur zum 1. Weltkrieg 1914–1939. Hrsg. von Thomas F. Schneider u. a. Göttingen 2008;

Steffen Bruendel: *Zeitenwende 1914. Künstler, Dichter und Denker im Ersten Weltkrieg*, München 2014;

Stefan Lochner, Georg Fichtner u. a.: *Remarque, Jünger und der Erste Weltkrieg. Literatur der Schützengräben*, München 2013;

Günter Scholdt: *Die große Autorenschlacht. Weimars Literaten streiten über den Ersten Weltkrieg. Berliner Schriften zur Ideologiekunde*, Band 5. Schnellroda 2015.

Jean Raspail



Das Heerlager der Heiligen
Roman · edition nordost

Aus dem Französischen
von Martin Lichtmesz

416 S., gebunden, 22 €
Schnellroda 2015

ISBN 978-3-944422-12-1

»Hundert Schiffe! Den alten Professor durchlief ein Schauer. Es war jene eigenartige Mischung aus Demut und Erregung, wie sie einen manchmal überkommt, wenn man seine Gedanken intensiv auf das Unendliche oder Ewige richtet. An diesem Karsamstagabend belagerten 800 000 Lebende und Tote friedlich die Grenze des Abendlandes. Am nächsten Morgen würde alles vorbei sein.«

Endlich erschienen: Jean Raspails prognostischer Roman *Das Heerlager der Heiligen* bei Antaios – vollständig und neu übersetzt von Martin Lichtmesz.



VERLAG  ANTAIOS

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra
Tel/Fax: (034632) 9 09 41 · e-Post: vertrieb@antaios.de
www.antaios.de

Schöne Literatur

Anthony Doerr: *Alles Licht das wir nicht sehen*. Roman, München: C.H. Beck 2015. 528 S., 22,95 €

Was für ein Buch! Soweit zu sehen ist, dürfte dieser mächtige Roman des 41jährigen Amerikaners Anthony Doerr, einem studierten Historiker, ohne Beispiel sein. Form, Inhalt, Stil, ja selbst die deutsche Übersetzung (durch Werner Löcher-Lawrence): Hier ist nichts, was nicht gleißt, sich einbrennt und auch – ja, blendet. Was für ein Sog! Was sagt es uns, daß dieses Buch in seiner Heimat (die wir uns in punkto Tiefe eher vorstellen wie das Steinhuder Meer) über eine Million Mal verkauft wurde? Daß sein Autor jüngst gar mit dem Pulitzerpreis geehrt wurde? Sind wir Doerr aufgefressen? Seinen hyperästhetischen Filmbildern, die schon einen Oscar vorahnen lassen? Sind wir dem Funkeln verfallen? Wenn, dann war es ein leichtes. Doerr nennt im Nachwort Curzio Malapartes (d. i.: Kurt Erich Suckert) *Kaputt* und Michel Tourniers *Erlkönig*, denen er viel zu verdanken habe. Das sind exzellente Fußnoten und belletristische Vorbilder, die dem Leser ohnehin in den Sinn gekommen waren. Wir haben vierzehn Kapitel, von Null bis Dreizehn. Und zahlreiche Unterkapitel, jedes maximal sieben Seiten lang, meist deutlich kürzer. Doerr schreibt durchgehend im Präsens und in kurzen, nie gekünstelt kurzen Sätzen – kein präventiöser Stakkaostil.

Das erste Kapitel beginnt im Jahr 1934, das zweite 1944, und im Verlauf der Kapitel nähern sich diese Zeitpunkte einander an, sie tun es in Form eines zu berechnenden Dreiecks. Was sich mächtig ausge-

klügelt anhört, auch weil die mathematische Dreiecksberechnung inhaltlich eine nicht unbedeutende Rolle spielt, gleitet dabei hier nie ins Abstrakte, vulgo: Schwerlesbare ab.

Und was wäre dieser dritte Punkt? Er liegt mit Sicherheit außerhalb von Zeit und Ort, vielleicht markiert er eine anthropologische Konstante. Viele Details der Geschichte sind doppel-, gar vielbödiger und gleichnishaft, ohne daß dies die Lektüre verkompliziert. Ganz anders: Ist man ans Ende des Romans gelangt – man möchte erneut beginnen.

Die Protagonisten heißen Werner Hausner und Marie-Laure Le Blanc. Die Handlungsorte sind Paris, Zeche Zollverein in Essen, Schulpforta und das bretonische Saint-Malo, meeresumspült von drei Seiten. Hausner, ein weißhaariger Waisenjunge, ist ein technisches Genie. Schon als Kind bastelt er mit seiner Schwester Rundfunkempfänger und hört das Wissen der Welt in seinen Ohren rauschen, er hört im Äther Stimmen, die ihn auf Dauer elektrisieren. Durch sein Talent kommt er in die sächsische Kaderschmiede Schulpforta

und wird, noch jugendlich, als Radiotechniker in die Wehrmacht einberufen. Marie-Laure ist im Kindesalter erblindet, bei Kriegsende ist sie sechzehn. Ihr Vater arbeitet als Schlüsselwächter im Pariser Naturkundemuseum. Es geht das Gerücht, daß das Museum den sagenumwobenen, angeblich zugleich heil-

und unheilbringenden Diamanten »Das Meer der Flammen« beherbergt.

Als das weltliche, politische Unheil sich zuspitzt und Paris kein sicherer Ort mehr ist, werden drei kunstvolle Kopien des Diamanten hergestellt. Vier Menschen mit einem Klunker in der Tasche verstreuen sich

in die Weltgeschichte. Ein kranker und heilssüchtiger Stabsfeldwebel, der Kristallograph Reinhold von Rumpel (gut: der Name mag ein Fehlgriff sein) forscht fieberhaft nach diesem Diamanten. Ist er bei Marie-Laure, die zuletzt mutterseelenallein auf dem funktechnisch schwer bewehrten Dachboden im Exil, in Saint-Malo kauert, während um sie herum die alte Stadt in Flammen steht? Auch Funker Hausner hat es zuletzt über Schulpforta und Rußland nach Saint-Malo verschlagen, er liegt verschüttet in einem Keller. Der sprichwörtliche »Funken« Hoffnung wird bald real. Doch dies ist keine romantische Geschichte und auch kein Abenteuerroman, es ist eine Tragödie zwischen Licht und Schatten, voller Geräusche, Gerüche und Erinnerungen. Für hartes, trennscharfes Schwarzweiß ist hier wenig Platz.

Einer, der Werners Talent entdeckt, ein Nationalsozialist, erklärt dem Knaben: »Kennst du die größte Lehre der Geschichte? Sie lautet, daß die Geschichte am Ende das ist, was die Sieger sagen. Das ist ihre Lehre. Wer gewinnt, entscheidet die Geschichte. Wir handeln in unserem eigenen Interesse. Nenn mir eine Person oder Nation, die das nicht tut. Der Trick ist, dir darüber klar zu werden, worin deine Interessen bestehen.« Werners kurzes Leben besteht aus zweierlei: Darüber nachzudenken. Und: zu dienen. Werner ist so hart – und so weich. Darin gleicht ihm die junge Französin. Doerr, dieser Bild- und Sprachkünstler, hätte gut auf die holzschnittartigen, hollywoodesken Schulpforta-Szenen verzichten können, desgleichen auf den effektheischenden Widerstandsclub der alten französischen Damen. Andererseits illustriert genau das den zu berechnenden Punkt des Dreiecks: daß wir alle Kinder unserer Zeit sind.

Ellen Kositzka



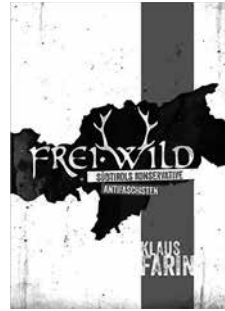
Wir haben immer gesagt, daß wir das Land hier furchtbar lieben

Klaus Farin: *Frei.Wild. Südtirols konservative Antifaschisten*, Berlin: Archiv der Jugendkulturen 2015. 400 S., 36 €

Vieles ist kurios an diesem und um dieses Buch – nicht zuletzt die Tatsache, daß es an dieser Stelle als Hauptrezension besprochen wird. Also an einem Ort, wo für gewöhnlich gelehrte Schriften oder Briefwechsel verblichener Intellektueller gewürdigt werden. Gelehrt ist hier wenig – lehrreich hingegen vieles. Um dieses eindirektkiloschwere, so großformatige wie kleingedruckte Mammutwerk komplett (die demnächst erscheinende ebook-Version wird noch umfangreicher sein) zu lesen, braucht es erstens einen Sessel mit hohen Armlehnen, zweitens viel Zeit, drittens (um es mit Vergnügen zu tun) eine gewisse Liebe zur »Hefe des Volkes«. Dieses vielschichtige, reich bebilderte und vor allem soziologisch aufschlußreiche Porträt der als zunächst »Rechts-« dann »Deutschrockband« bekanntgewordenen Südtiroler Gruppe Frei.Wild ist von der Band nicht autorisiert worden. Verfaßt hat es der 57jährige Klaus Farin, Vorsitzender der Stiftung Respekt – Stiftung zur Förderung jugendkultureller Vielfalt und Toleranz. Farin ist Vorstandmitglied von Aktion Courage e. V., er war langjähriger Leiter des umtriebigen Archivs der Jugendkulturen. In dessen Reihe ist das Frei.Wild-Buch nun erschienen, umgeben von Titeln wie *Veganismus; Cannabis in Jugendkulturen; Rechts extremismus, Rassismus und Antisemitismus in Comics*. Zuletzt (2015) hat Farin ein Buch über *Die Autonomen* verfaßt, sein Heimatmilieu. Dem Band sind zwei Mottos vorangestellt, Farins eigenes (»Wer sich auf die Realität einläßt, muß die beruhigende Eindeutigkeit aufgeben«) und ein Frei.Wild-Liedtitel: »Wer nichts weiß wird alles glauben« (»... öffne du ihnen die

Augen/ Lieber auf dem Scheiterhaufen/ als in Lügen zu erlaufen!«). Ist das simpel? Prolig? Volkszorn? Je nun. Frei.Wild, das ergibt Farins Studie, wird kaum von Akademikern gehört, stattdessen von jungen Männern und (mindestens ebensovielen) Frauen, die vor allem im ländlichen mittel- und süddeutschen Raum wohnen. Die Lyrik der vier mitteljugen Männer (Frei.Wild wurde 2001 gegründet) ist weniger elaboriert als die Texte deutschsprachiger Nachdenksänger (gängige Volksfluchwörter wie »Fresse« »verarscht«, »Sch...« gehören zum Repertoire), doch weitaus komplexer als die der allermeisten anglophonen Hitparadenstürmer. Apropos Hitparade: Die letzten drei der bislang zehn Frei.Wild-Studioalben standen je monatelang auf Platz 1 der Verkaufscharts, *Feinde deiner Feinde* (2012) ganze 39 Wochen lang. Im öffentlich-rechtlichen Radio oder im populären Privatfunk gespielt wurden und werden sie: nie. Dafür gelten sie (wie dazumal die Böhsen Onkelz) als zu »rechtslastig«, ein Verdikt, das stillschweigend auch auf Hits ohne Heimatliebebezug ausgeweitet wurde. Von der »Echo«-Preisverleihung 2013 wurden sie unter Getöse aufgrund Protesten weniger erfolgreicher Gruppen ausgeladen. Farins Buch nun, man staune und schwelge, setzt sich nicht zuletzt harsch mit jenen »emotional-moralisch motivierten« Menschen auseinander, die (eventuell naiver veranlagt als die Frei.Wild-Hörer) den Kampagnen jener Profiteure des »Kampfes gegen rechts« auf den Leim gehen, die es hierzulande reichlich gibt. Farin: »Wenn es gegen rechts geht, sind viele schnell dabei. (...) Rechtsextremismus wird für diese Profiteure zur Gelddruckmaschine und Imagekampagne. Dazu gehören zahlreiche Träger der politischen Bildung und große

Wohlfahrtsverbände, denen es längst nicht mehr um Wohlfahrt geht, sondern um politische Macht und die Selbsterhaltung ihrer aufgeblähten Strukturen.« Mit Vorwort und Anhang finden wir neun in jeder Hinsicht bunte Kapitel, darunter einen Südtirol-Exkurs (»Kampf um und gegen die Moderne«), eine schöne



Unterrichtsanregung zum Thema »Heimat« (anhand von Texten Frei.Wild/ Grönemeyer) und eine großangelegte Fanstudie. Wir sehen etwa ein Körperglied von Niels (26) aus Mölln, das scharfgestochen mit den Köpfen der Frei-

Wild-Männer tätowiert ist und Arme, die von Handgelenk bis Achsel den (Liedtitel-)Schriftzug »Sieger stehen da auf, wo Verlierer liegen bleiben« tragen. Eine Polizeibeamtin »kotzt es an«, daß sie sich aufgrund ihres Berufs nicht Frei.Wild auf den Unterarm stechen lassen darf. Diese Fans brennen! Frei.Wild-Konzerte sind selbst in größten Hallen rasch ausverkauft. Ein Fan benennt es gültig: »Diese Band ist mein Sprachrohr für Dinge, für die ich selbst schwer Worte finde.« Frei.Wild (von Wikipedia trotzig als »italienische Band« geführt) ist ein Ventil, auf dem ein schwerer Deckel lastet. Klaus Farin läßt einen Filmsoziologen zu Wort kommen (über die Wirkung der Videos), daneben den Leiter des Aussteigerprogramms EXIT und zahlreiche rechte wie eindeutig nichtrechte Anhänger der Band. Er stellt kluge Fragen, ordnet ein. Farins Buch laviert zwischen seriösem Künstlerportrait, *Bravo*-Stil und Soziopanel. Frei.Wild, das ist eine Art PEGIDA-Sound: kein Streichquartett, kein Gangster-Rap und definitiv kein Naziliedgut: »Jedes mal die gleiche Frage / Jedes mal der gleiche Scheiß / Seid ihr nicht die, die, die? / Komm, laß stecken, ich weiß / Wir fragen uns: Bist du nur bescheuert oder auch taub und blind?«

Franziska Kunc

Massenmord an Deutschen

Hans Meiser: *Ausgelöscht! Der Untergang der Deutschen in Südosteuropa*, Tübingen: Hohenrain 2015, 368 S., 22,80 €

Die nationale Katastrophe Deutschlands von 1945 liegt in diesem Jahr 70 Jahre zurück. Von Politik, Medien und Forschung heute als »Befreiung« verklärt, versinken in der kollektiven Erinnerung mehr und mehr die apokalyptischen Ausmaße der deutschen Niederlage, die mit den Stichworten Vertreibung, Entrechtung, Ausplünderung, Mord und Verlust der nationalen Souveränität nur abstrakt zusammengefaßt werden können. Daher ist es verdienstvoll, wenn sich – wenn auch nur sehr wenige – Studien mit den konkreten Umständen der »Befreiung« befassen, wie es der kürzlich verstorbene Historiker Hans Meiser in dem hier anzuzeigenden Buch getan hat. Allein die Tatsache, daß bis 1945 auch außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches Deutsche gelebt haben, kann nicht mehr als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Meiser beginnt seine Darstellung mit der Schilderung der politischen Vorgeschichte der Vertreibung, deren Anfänge für ihn in dem »Unbehagen« der europäischen Mächte mit dem seit der Reichseinigung 1871 erstarkenden Deutschland liegen. Er skizziert in der Folge die Siedlung deutscher Siedler in den ehemals von Türken beherrschten Gebieten des Habsburgerreiches seit dem Ende des 16. Jahrhunderts. Mit der Zerschlagung Österreich-Ungarns 1918 und der Etablierung neuer Staaten in Südosteuropa änderte sich in deren privatem Umfeld vorerst nichts, jedoch wurden aus Angehörigen der früher staatstragenden Ethnie über Nacht nationale Minderheiten. In der Endphase des Zweiten Weltkrieges mit dem Vordringen der Roten Armee und dem Sieg der Tito-Partisanen in Jugoslawien began-



nen Vertreibung und Massenmord an den deutschen Volksgruppen. Der Autor beschreibt zunächst die Lage im kommunistischen Jugoslawien, arbeitet die Ursachen für »Genozid und Vertreibung« heraus, schildert einzelne Massaker im Banat, in der Batschka, in Slowenien. Die Deutschen wurden in schnell improvisierten Lagern zusammengetrieben, wo sie systematisch gequält und dem Hungertod preisgegeben wurden. Einzelne Lager, wie etwa Molidorf im Banat, charakterisiert Meiser als »Vernichtungslager«, in dem man – nach Aussonderung Arbeitsunfähiger – die restlichen Häftlinge durch Mißhandlungen, Epidemien und unmenschliche Arbeitsbedingungen getötet hat. Zum Ende seines Buches geht der Verfasser auf die deutschen Volksgruppen in Ungarn und Rumänien ein, die zwar auch vertrieben und zur Zwangsarbeit deportiert, jedoch nicht systematisch gequält und ermordet wurden. Ungarn und Rumänien haben sich nach Aufnahme in die EU zu ihren Verbrechen an den Deutschen bekannt, die Betroffenen um Verzeihung gebeten und Wiedergutmachung angeboten. Meiser schließt seine Schilderung mit dem Rechtsgutachten von Prof. Dr. Dieter Blumenwitz, der die Verbrechen an den Deutschen in Jugoslawien von 1944 bis 1948 als Völkermord charakterisiert. Das Werk bietet einen umfassenden Überblick über die Vorgeschichte und den Verlauf der Vertreibung auf dem Balkan. Verdienstvoll ist Meisers Hinweis darauf, daß nicht Hitler den Krieg nach Jugoslawien getragen hat, sondern der britische Premier Winston Churchill. Zwar hat der Autor das Donaueschinger Archiv ausgewertet, jedoch fehlen im Literaturverzeichnis die Werke von Flo-

rian Rulitz, *Die Tragödie von Bleiburg und Viktring*, Franz W. Seidlers *Deutsche Opfer* sowie die 1954 bis 1961 unter Theodor Schieders Leitung herausgegebene achtbändige *Dokumentation zur Vertreibung*.
Olaf Haselhorst

Zeit, die bleibt

Giorgio Agamben: *Das Geheimnis des Bösen. Benedikt XVI. und das Ende der Zeiten*, Berlin: Matthes & Seitz 2015, 70 S., 10 €

Giorgio Agamben zählt zu den bedeutendsten Philosophen der Gegenwart. Seine Rezeption ist umfangreich, manche politisch Korrekten hinterfragen seine Themen. Dazu zählt die Aktualität des Ausnahmezustandes, ebenso die gelegentlich als obskur empfundene Gestalt des »homo sacer«. Ein weiteres Feld, das Berührungspunkte mit Carl Schmitt verrät, ist der »katechon«.

Hier führt der Weg zum paulinischen Thessalonicher-Brief, aus dem die Worte »mysterium iniquitatis« stammen, die übersetzt in den Titel aufgenommen worden sind. Der Verfasser der biblischen Schrift denkt auch darüber nach, wodurch das Kommen des Messias aufgehalten wird. Immer wieder wirft in sämtlichen Epochen der Kirchengeschichte die Verzögerung der christköniglichen Herrschaft Fragen nach dem Grund des Aufschubs auf.



Agamben verknüpft diese alten geistesgeschichtlich-theologischen Kontroversen mit der Demission Benedikts XVI. Das Ende dieses Pontifikats wird von dem Gelehrten mit dem Werk des Theologenpapstes verbunden. Dieser verweist mehrmals auf die »Zeit, die bleibt« (Agamben), also auf die Sprengkraft des eschatologischen Geheimnisses. Das geschieht nicht von ungefähr. Joseph Ratzinger beschäftigt sich schon in seiner Dissert-

tation mit Augustinus, der sein Hauptaugenmerk auf die Unterscheidung von »Gottesstaat« und irdischem Gemeinwesen legt. Den Kirchenvater treibt die Problematik der Erwahlung der Menschen durch Gott um. Die letzten Dinge sind für ihn die prioritären.

Wie bei früheren Publikationen Agambens ist es diesmal nicht leicht, die argumentative Absicht des Verfassers zu eruieren. Im Kern geht es in der schmalen Schrift um die Neufundierung dessen, was man üblicherweise Legitimität nennt (im Unterschied zur Legalität). Hier liegt die Verbindung zum Rücktritt Benedikts XVI. Dieser habe mit seinem Schritt, so hört man öfters, dem Papsttum neues Ansehen verschafft. Indem er auf Macht verzichtete, habe er Legalismus wie Bürokratismus – beides an der Kurie nicht unbekannt – eine Niederlage bereitet. Der neueste »Agamben« ist besonders für denjenigen studierend wert, der an mitunter verschlungenen Gedankengängen interessiert ist. Manche sehen in diesem Vorgehen das innovative Potenzial des italienischen Denkers grundgelegt, der auch heikle Fragestellungen nicht ausklammert. Schon deshalb lohnt die Lektüre seiner Arbeiten.

Felix Dirsch

Von rechts gegen Hitler

Karlheinz Weißmann: *Edgar J. Jung. Zur politischen Biographie eines konservativen Revolutionärs* (= *Erträge: Schriftenreihe der Bibliothek des Konservatismus*, Bd. 3), Berlin: FKBF 2015. 150 S., 9,95 €

Als Hitlers Variante des Nationalsozialismus zur Macht gelangte, kam der Widerstand gegen ihn bekanntermaßen in weiten Teilen von »rechts«. Gänzlich ungleiche Akteure – aristokratische Reichswehr-Kreise ebenso wie originäre nationale Sozialisten um die »Schwarze Front« Otto Strassers – versuchten, einen entscheidenden Beitrag zur Opposition gegen das sich konstituierende Regime zu leisten.

Auch Publizisten aus dem Umfeld der Konservativen Revolution (KR) begehrten auf: Edgar Julius Jung (1894–1934) dürfte der bekannteste von ihnen sein. Der jungkonservative Philosoph war nicht nur einer der wirkmächtigsten Rechtsintellektuellen der Weimarer Republik und Verfasser des antiparlamentarischen Standardwerkes *Die Herrschaft der Minderwertigen* (1927/1930). Er wirkte zudem realpolitisch als Vertrauter des prominenten Hitler-Gegenspielers Franz von Papen. Für diesen verfaßte er die später als »Marburger Rede« (17. Juni 1934) bekannte Abrechnung mit den tatsächlichen und zu erwartenden Zumutungen des jungen NS-Staates. Offen kritisierte Jung den Nationalsozialismus sowohl aus christlicher als auch aus rechter Sicht – ein Engagement, das er zwei Wochen später mit dem Leben bezahlte. Trotz der Bedeutung Jungs als konservativ-revolutionären Antipoden des rassenbiologistischen Nationalsozialismus – im übrigen schon zu frühen Weimarer Zeiten – ist eine gültige Biographie weiterhin Forschungsdesiderat. Es wäre wohl Karlheinz Weißmann als dem besten lebenden Kenner der KR vorbehalten, diese Lücke zu schließen. Immerhin liegt nun eine Annäherung an eine solche Lebens- und Werkgeschichte vor. Weißmann widmet sich erwartungsgemäß kenntnisreich dem persönlichen und politischen Werdegang Jungs und stellt deutlich heraus, weshalb und wie konkret sich der »Volkskonservative« so vehement gegen Hitler positionierte. Das Denken Jungs im konkreten Kontext der Weimarer Unzulänglichkeiten wird dem Leser konzise dargebracht und Kernvorstellungen sowie wichtige Schriften erläutert, wengleich der ein oder andere Leser manche Stelle bereits aus Weißmanns Jung-Porträts in *Criticón* oder dem Aufsatzband *Alles*

was recht(s) ist kennen dürfte. Ungeachtet dessen wird anhand der Jung'schen Leitmotive deutlich, weshalb just der radikal rechte Faschismuskritiker Julius Evola in Jung – trotz dessen christlicher Grundierung, die der italienische Traditionalist nicht teilte – einen der wenigen Repräsentanten einer authentischen Rechten im 20. Jahrhundert sah. Die Sympathie war beiderseitig vorhanden: Evola und Jung standen in regem Austausch, schließlich pflegten sie eine ähnlich ausgefallene Denkweise nicht zuletzt im Hinblick auf die »ghibellinische«

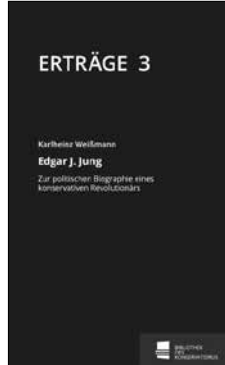
Reichsidee und einen »organischen«, antidemokratischen wie antiliberalen Staatsaufbau. Ebenso umfangreich wie Weißmanns Skizze zur politischen Biographie Edgar J. Jungs gerät der Appendix, der keineswegs als bloßes Anhängsel gewertet werden sollte, enthält er doch beinahe vergessene und teils unbekannte Schlüsseltexte Jungs (u.a. »Was ist konservativ?«, 1931; »Volkskonservative Richtlinien zu deutscher Erneuerung«, o. J.; Denkschrift an Papen vom April 1934). Mehrere teils unveröffentlichte Abbildungen runden die gelungene Einführung in Edgar J. Jungs politische Biographie ab.

Benedikt Kaiser

Noch jemand ohne Trauma?

Burkhard Voß: *Deutschland auf dem Weg in die Anstalt. Wie wir uns kaputtpsychologisieren*. Mit einem Vorwort von Wolfgang Clement. Münster: solibro 2015. 153 S., 14,80 €

Wolfgang Clement, einstiger Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, späterer Bundesminister für Wirtschaft und Arbeit, hat ein Vorwort zu diesem Büchlein beige-steuert, das die Sachlage verknüpft auf den Punkt bringt: Uns Deutschen gehe es so gut wie nie zuvor. Doch eine »wachsende Zahl von Bürgern reflektiert



in einer subjektiven Endloschleife die subjektive Befindlichkeit, scheint sich in psychische Krankheitskonzepte wie Burn-out zu flüchten, rennt Gleichheitskonzepten hinterher und braucht für jeden Firlefanz einen Coach«. Wo das Psychologisieren derart zum Hauptstrom geworden sei, dürfe man durchaus zu Bertrand Russells Worten greifen: »Auch wenn alle einer Meinung sind, können alle Unrecht haben.« Gut gebrüllt, Löwe! Burkhard Voß, der Autor, seinerseits Facharzt für Neurologie und Psychiatrie, schichtet wiederum grobe Klötze auf's lockere Kiesbett. Bereits in seinen vorherigen Veröffentlichungen widmete er sich der inflationären Ausweitung des Begriffs der psychischen Krankheit. Ein Thema, das eine Auseinandersetzung wahrlich lohnte! Grundsätzlich geht es Voß um eine Kritik der narzisstischen »Reflexivkultur«. Er macht dabei drei tragende Säulen aus: Die Psychoanalyse, die postmoderne Philosophie und Gender Mainstreaming. Zusammengeführt sieht er darin eine zeitgeistige Verwirrung am Werk – was er eindrücklich belegt. Hübsch ist sein Beispiel des Physikers Alain Sokal, der aus diversen Textstanzen dekonstruktivistischer Denker einen parodistischen Text (»Die Grenzen überschreiten: Auf dem Weg zu einer transformativen Hermeneutik der Quantengravitation«) komponiert und dafür viel Intellektuellenlob eingestrichen hatte – und umso mehr verärgerte Kritik, nachdem er bekannte, daß es sich bei seinem Artikel schlicht um eloquenten Blödsinn gehandelt habe. Die von Voß kritisierte »Reflexivkultur« kreist charakteristischerweise ums eigene Ich. Das drücke sich nicht nur in einer sentimentalen Befindlichkeitssprache aus, sondern auch in der vielfach beklagten Tatsache, daß Psychotherapieplätze knapp würden: weil sie, so Voß, der es wissen muß, vielfach für Kinkerlitzchen beansprucht werden. Zu schade, daß Voß nicht bei der Sache bleibt. Statt sich hart an den Fakten, beispielsweise den krankheitswerten Kriterien des

neuen, nun in fünfter Auflage erschienenen DSM (dem Klassifikationssystem für psychische Störungen) zu orientieren, eröffnet Voß eine Reihe von Nebenkriegsschauplätzen. Ihn ärgern etwa die als übertrieben empfundene Beschäftigung mit dem Tod, die Goethe'sche Farbenlehre, die Realitätsverweigerung der Romantik und rasenunabhängige Hundeführerschein. Wo man gern Genaueres zur Sache erfahre, wird der Autor flapsig und höhnisch: Alte, die sich ärgern, daß die Kinder »nicht alle zwei Stunden« anrufen, Leute, die Partnerschaftskonflikte mit ihrer Katze haben und überhaupt die Deutschen mit ihrem Klimawandelwahn seien das Problem. So goutiert der geneigte Leser zwar viele Impulse, schätzt auch die wiederholte Hinzuziehung Ernst Jüngers als Zeuge, doch läse er über Strecken gern weniger erbaulich (im kulturpessimistischen Sinne!) und selbstbestätigend. Der rote Faden, den man so handlich hätte flechten können, hat sich in kurzen und kürzesten Unterkapiteln verheddert.

Christian Marschall

Heißes Eisen, abgekühlt

Herfried Münkler: *Macht in der Mitte. Die neuen Aufgaben Deutschlands in Europa*, Hamburg: Edition Körber-Stiftung 2015. 208 S., 18 €

Nach zuverlässigen und nachvollziehbaren »Rankings« der letzten Jahre gilt der Berliner Politologe Herfried Münkler als der derzeit führende Vertreter seiner Zunft in Deutschland. Daß er jüngst massiv ins Gespräch gekommen ist, hängt mit dem Internet-Mobbing eines kleinen Teils seiner Hörer zusammen, die sich hinter dem Blog »Münkler.watch« verbergen.

Da über Euro-Krise, Demokratie-Defizit der EU und den inneren Zustand dieses fragilen Gebildes in letzter Zeit viel

geschrieben wird, scheint es Münkler ratsam, die geschichtlichen Linien auszuziehen und zu analysieren. Diese Perspektive ist unverzichtbar, will man strukturelle Konstanten eruieren, die den Gegenwartsdiskurs maßgeblich prägen. Dazu zählen nicht zuletzt die Schwierigkeiten, kulturelle und natürliche Grenzen Europas zu bestimmen. Alte Spaltungslinien, etwa zwischen dem angeblich »arbeitsam-sparsamen« Norden und dem vermeintlich »faul-freigiebigen« Süden, treten wieder hervor.

Münkler arbeitet (mitunter etwas langatmig) heraus, wie Europa spätestens in der frühen Neuzeit zur Mitte der Welt aufsteigt. Seit der Aufklärung wird diese Stellung mehr und mehr hinterfragt.

Im 19. Jahrhundert kommt Intellektuellen der Aufstieg der Flügelmächte USA und Rußland zu Bewußtsein.

Der Abstieg dieses Kontinents wird vollends nach dem Ersten Weltkrieg klar. Das geeinte Deutschland wird im 19. Jahrhundert quasi politisches Herz Europas, verliert aber seine Rolle als Hegemonialmacht endgültig 1945 und wird aus dem Zentrum verstoßen. In den letzten Jahren fordert ein vielstimmiger Chor die Rückkehr der wenigstens ökonomischen »Zentralmacht« (Hans-Peter Schwarz) zur auch politisch führenden Kraft.

Münkler stellt diese Grundlinien eindringlich heraus. Am Ende der Studie erörtert er einige gegenwärtige Problemfelder der »Macht der Mitte«. Seine Überlegungen zu Formationen politischer Gravitation sind zustimmungsfähig, aber keineswegs aufregend. Fazit: Der neueste »Münkler« ist Durchschnitt, nicht mehr. Immerhin wird das »heiße Eisen« Geopolitik ohne politisch-korrekte Scheuklappen angefaßt. Ein Grund mehr für die studentischen Spitzel, den Lehrstuhlinhaber an den medialen Pranger zu stellen.

Felix Dirsch





ISBN 978-3-902732-39-2

Johannes Rogalla von Bieberstein
**SCHWULENKULT UND FEMINISTISCHER
GESCHLECHTERKAMPF**

**Wie der „sex-positive“ Geschlechterkrieg
Kirche und Gesellschaft verändert**

144 Seiten, brosch.

Preis: 14,95 Euro

Der Autor versucht die Hintergründe des Ideologieprojektes „Gender Mainstreaming“ sowie des Kultes um das „Schwulsein“ oder andere Formen der Sexualität (Stichwort: „LGBTIQ-Menschen“) aufzuhellen und zeigt dabei auf, dass der derzeitige „Geschlechterkrieg“ unter anderem auf Karl Marx und den freudomarxistischen Psychoanalytiker Wilhelm Reich zurückgeht, der in seinem Werk „Die sexuelle Revolution“ (1936/1966) eine Sexualisierung des Marxismus versucht hat. Reichs Thesen stießen insbesondere bei der Studentenbewegung der 1960er Jahre auf starkes Interesse, die hier einen Hebel zur Veränderung der „verkrusteten gesellschaftlichen Verhältnisse“ mittels sexueller Befreiung erblickte. Damit erfuhr auch der Feminismus eine zunehmende Radikalisierung, für die Namen selbsternannter Frauenbefreierinnen wie Shulamith Firestone oder Valerie Solanas stehen. Mehr und mehr gerieten Ehefrauen dabei als „hausfrauisierte Ehesklavinnen“ oder „Neger aller Völker“, wie es Mitte der 1960er Jahre noch hieß, in das Visier der Radikalfeministinnen, die im Mann den Hauptfeind sehen.

Männerhasserinnen, die normale Frauen gern als „Hetero-Schnallen“ abqualifizieren, verklären auch deshalb den lesbischen Sex als „Widerstandsform gegen Männer“. Diese Entwicklungen haben einen nicht mehr zu übersehenden Widerhall auch in den christlichen Kirchen, insbesondere aber in der evangelischen Kirche gefunden, was unter anderem am Tagungsbetrieb abgelesen werden kann, wo Kulturrevolutionäre jeglicher Couleur willkommen sind: angefangen von Kulturmarxisten bis hin zu Sexualaposteln mit fragwürdigen Anschauungen.

Der Autor

Dr. Johannes Rogalla von Bieberstein, geb. 1940, pensionierter Bibliotheksdirektor; studierte Geschichte und war Stipendiat des Institut d'études politiques de Paris (Pariser Institut für politische Studien). Bekannt wurde er durch seine Doktorarbeit „Die These von der Verschwörung 1776–1945“, die als kritisches Grundlagenwerk zum Thema Verschwörungstheorien gilt. Zuletzt erschien von ihm im Ares Verlag: „Jüdischer Bolschewismus: Mythos & Realität“ (2010).

ARES VERLAG

www.ares-verlag.com

Vom soldatischen Rückgrat

Bohnert, Marcel/Reitstetter, Lukas J. (Hrsg.): *Armee im Aufbruch. Zur Gedankenwelt junger Offiziere in den Kampftruppen der Bundeswehr*, Berlin: Miles 2014. 280 S., 24.80 €

Das Ziel einschlägig bekannter Frankfurter Schüler (und angelsächsischer Händlernaturen) scheint erreicht: ein galoppierendes Trans- und Postzeitalter. Herkunft? Identität? Fehlanzeige. Keine Deutschen mehr, nur noch Menschheit. Keine Grenzen mehr, nur noch Globus. Keine Wurzeln mehr, nur noch Freiflug. Keinen Boden mehr, nur noch Landeplätze für Zwischenstopps. Ergo: keine Landesverteidigung mehr, sondern globalisierte Bündnisverpflichtung.

Für die schöne neue Bundesrepublik braucht man nun noch eine schöne neue 100000-Mann-Armee. Eine, die im Trans- und Postmodus läuft. So wird auch deutlich, wie aus dem Motto »Wir. Dienen. Deutschland« – für hiesige Verhältnisse geradezu ein Husarenstück – mittlerweile ein »Aktiv. Attraktiv. Anders« werden konnte. Diesbezüglich sei nur am Rande auf die jüngst abgehaltene Konferenz »Diversity & Inclusion in Armed Forces 2015« hingewiesen, in deren Rahmen etliche »von der Leyen Gelassene« die Weichen für eine »bunte« Bundeswehr stellten.

»Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.« Es wächst mitunter als Text. So schrieben 16 junge Offiziere der Kampftruppen einen Sammelband, in dem sich fünf Schwerpunkte ausmachen lassen: Offiziersausbildung, Kriegseinsatz, Militärgeschichte, »aus dem Nähkästchen« und Tradition. Gerade der letzte Punkt ist interessant, sollen sich doch junge Landsleute für diese Bundesrepublik – deren Funktionseliten kein Deutschland mehr wollen – bis zum Tode einsetzen. Richard Paul Unger zum Bei-

spiel fragt sich ganz richtig, ob Beziehung, Kita-Platz, Urlaub, Mobilität, Dienstort, Weiterbildung etc. wohl die richtigen Prämissen sind, um Soldaten zu werben. So denken sich die derzeitigen Ministeriellen jedenfalls eine angemessene Ansprache an die Jugend. War da nicht noch was? Ach ja: Patriotismus, Kameradschaft, Tapferkeit, Mut, Durchhaltewillen, Stolz, Korpsgeist, Traditionspflege – das braucht »das durchgegenderte und diversifizierte Soldatix« von morgen natürlich nicht. Der Autor fordert angesichts dieser Lage wenigstens einen Kodex für Offiziere und die Pflege von Kameradschaft und militärischem Brauchtum.

Drei Traditionssäulen dürfen die deutschen Streitkräfte noch haben: Preußische Heeresreform, Hitler-Attentäter vom 20. Juli und Bundeswehrgeschichte ab 1955. Über das groteske Ausmaß dieser Selbstverstümmelung kann man nur lachen. Das Lachen vergeht den jungen Offizieren, wenn sie sich im Alltag mit politisch korrekten Vorgesetzten abmühen müssen. Umso

bedeutsamer, wenn Felix Maximilian Schuck, der 2008 und 2009 in Afghanistan im Einsatz war, und Torben Andreas Mayer die großartigen Leistungen des Deutschen Heeres im Ersten Weltkrieg würdigen, zur Überwindung des Traditionsverlustes aufrufen, die Bundeswehr-Passivität zum Jubiläum »200 Jahre Befreiungskriege« kritisieren und dem deutschen Kriegsschuld-Dogma eine Absage erteilen.

So manchen Essay durchzieht eine bange machende Frage: Wieso interessieren sich die Deutschen nicht mehr für ihre Armee? Florian Rotter hierzu trefflich: »Was unterscheidet uns aber von einem »NATO-Söldner«? Die Antwort kann nur eine sein: Die Ethik und Moral, aus denen heraus die Loyalität gegenüber unserem Volk erwächst.« Eine Führung, die das »bunte Soldatix« an-

strebt, scheint die Entfremdung in Kauf zu nehmen. Das Volk aber will seine Soldaten und keine Bündnisverpflichteten.

Walter Spatz

O tempora!

Bruno Preisendörfer: *Als Deutschland noch nicht Deutschland war. Reise in die Goethezeit*, Berlin: Galiani 2015. 528 S., 24.99 €

Ein satter Schmöker! Bruno Preisendörfer gibt den überaus kundigen und unterhaltsamen Reiseleiter für eine Fahrt in die Zeit Goethes, Herders, Schopenhauers und E.T.A. Hoffmanns. Es ist – die »Aufklärung« hat längst stattgefunden – keine Herrenzeit mehr. Wir tauchen nicht nur ein in Reisebeschreibungen und Briefwechsel Geheimer Räte und sich vor Publikum betrinkender Poeten (Hoffmann), sondern auch in die Salons einer Henriette Herz, einer Rachel Varnhagen (wohingegen Fichte, Chamisso und Clausewitz in ihrer Teutschen Tischgesellschaft auf Damen verzichteten) und hören, wie Professorentochter Caroline Schelling, geschiedene Schlegel, sich über das als überholt empfundene (Haus-)Frauenbild in Schillers *Die Glocke* schier ausschüttet vor Lachen. Wir verbringen mit Preisendörfer und seinen Gewährsleuten 36 Stunden in der Kutsche von Weimar nach Berlin. Wenn die Straßen wenigstens so breit und so gangbar wären wie in Österreich! Sowohl Adele Schopenhauer als auch E.T.A. Hoffmanns Frau verunglücken bei solch strapaziösen Reisen, in letzterem Fall resultiert eine tot wirkende Gattin mit einer »zwei bis zweieinhalb Zoll großen Wunde« (Hoffmann) aus dem Desaster.

Weimar gilt fast allen als wenngleich kultureller Anziehungspunkt (neben Goethe und Schiller residierten hier J.M.R. Lenz, F.M. Klinger, Herder, Wieland, Jean Paul und Schopenhauer), so doch als häßliche »Großstadt« – abschreckender werden in den vielfältigen Druckzeugnissen nur Goslar, Eisen-



ach und Halberstadt geschil- dert. Apropos »Stadt«: Preußen zählte 56 »Städte« mit einer Einwohnerzahl unter 1000.

In Berlin stinkt die Spree: Flei- ßige Mägde kippen die Aus- scheidungen von 167000 Ein- wohnern in den Fluß, und un- gut für unsere verwöhnten Na- sen riecht es ohnehin alleror- ten – Bienenwachskerzen (60 Kerzen ergeben die Leucht- kraft einer heutigen 60-Watt- Birne) sind Luxus, und in den Leuchtmitteln aus Ziegen- oder Schaftalg sind Blut- und Gewe- bereste eingemischt – welch ein Odeur ...! Gern benagten Fle- dermäuse die kostspieligen Ker- zenvorräte. Goethe beschwert sich über den Großstadtlärm in Weimar und verflucht die benachbarten Kegelbahnen samt den dort aktiven »Liebha- bern solcher nutzlosen Übun- gen«. Gemeinsam mit Prei- sendörfer speisen wir mit der Leipziger Maurerfamilie, die 45 Prozent ihres Einkommens allein für Brot ausgibt und ta- feln mit der Familie

des Pfarrers, wo die Hälfte der Einkünfte neben allen Mahlzei- ten immerhin auch täglichen guten Wein beinhaltet. In zehn Kapiteln, etwa zum Land- und Stadtle- ben, zur Sexualität, zum Reiseverkehr, zu Kleidung, Krankheit und Tod, hat Preisen- dörfer aus prominen- ten und entlegenen Briefwech- seln und anderen literarischen Zeugnissen ein (bebildertes) Sitten- und Alltagsbild der Zeit zwischen 1750 und 1830 ex- trahiert. Das ist Geschichtsun- terricht »live« und zugleich ein äußerst elegant verfaßtes Stück Mikrosoziologie einer Zeit, in der die Aufklärung bereits als »Aufklärer« verspottet wurde und in der selbst größte Menschenfreunde eine Skla- ventätigkeit wie das Flußauf- wärtsziehen eines Schiffes der Todesstrafe vorzogen: Erstens seien die Qualen schlimmer (deshalb: lehrreicher), zweitens bestehe die humane Chance, es zu überleben. Auch waren es die Aufklärer, die die »In- fibulation« priesen: Eine blut-



nen, gibt es für Journalisten keinen Sanktionsmecha- nismus, über den sie zur Rechen- schaft gezogen werden könn- ten, wenn sich ihre Ideen in der Realität als verheerend erwie- sen haben. Politische Journa- listen sind deshalb die »Unbe- langbaren«. Sie bringen Verän- derungen auf den Weg. Doch statt sich irgendwann einer Er- folgskontrolle stellen zu müs- sen, sind sie es, die die Mög- lichkeit zum letzten Wort ha- ben und das bewerten dürfen, was sie womöglich mit ihrer Einflußnahme mitverschuldet haben. Thomas Meyer beschreibt diese Grundeigenschaft der ge- genwärtigen Skandalokratie detailliert und weitestgehend

rünstige Technik, die schad- bringende, selbstbefleckende Erektionen verhindern sollte. Wir Reaktionäre lesen derglei- chen gern in unseren bequemen Armsesseln aus jener Zeit, gern zu Kerzenlicht und Musik aus diesen vorgestrigen Zusam- menhängen. Und wer braucht schon, mal ganz im Ernst und gerade jetzt, den unerhörten Luxus einer Zentralheizung?

Christian Marschall

Unbelangbare Journalisten

Thomas Meyer: *Die Unbelang- baren. Wie politische Journali- sten mitregieren*, Berlin: Suhr- kamp 2015. 186 S., 15 €

Journalisten haben außeror- dentlich viel Macht. Wenn es ihnen gelingt, ein Thema zu skandalisieren, können sie eine Gesellschaft auf ein neues Leit- thema einstimmen und so poli- tische Veränderungen vorbe- reiten. Das gelingt so gut, weil

Politiker die Presse fürchten und deshalb in vorauseilendem Gehorsam das um- setzen, was gerade diejenigen Journali- sten fordern, die zur Hypermoral neigen. Logischerweise gibt es dabei ein großes demokratiethoreti- sches Problem: Wäh- rend Politiker abge- wählt werden kön- nen,

gibt es für Journalisten keinen Sanktionsmecha- nismus, über den sie zur Rechen- schaft gezogen werden könn- ten, wenn sich ihre Ideen in der Realität als verheerend erwie- sen haben. Politische Journa- listen sind deshalb die »Unbe- langbaren«. Sie bringen Verän- derungen auf den Weg. Doch statt sich irgendwann einer Er- folgskontrolle stellen zu müs- sen, sind sie es, die die Mög- lichkeit zum letzten Wort ha- ben und das bewerten dürfen, was sie womöglich mit ihrer Einflußnahme mitverschuldet haben.

Thomas Meyer beschreibt diese Grundeigenschaft der ge- genwärtigen Skandalokratie detailliert und weitestgehend

korrekt. Auch wenn bei ihm die Linken immer die Opfer der Medienmeute sind und er die Ausgrenzung der Rechten komplett außen vor läßt, kann man ihm bei seiner Analyse der Strukturen des Journalismus zustimmen. Politische Journa- listen berichten heutzutage ent- weder emotionalisierend über Banalitäten, was beim Leser aufgrund der Abnutzungser- scheinungen dieses Stilmittels Gleichgültigkeit auslöst, oder sie arbeiten sich an Personen ab, die sie stürzen wollen.

Die Empörung, die sie dabei auslösen, richtet sich jedoch nicht mehr ausschließlich gegen die vermeintlichen Skan- dalverursacher. Vielmehr gerat- en Journalisten häufiger selbst unter Beschuß und werden für ihre sensationalistische Form der Berichterstattung in Onli- nekommentarspalten getadelt. Es fällt jedoch auf, daß diese Form der Kontrolle durch die Leser die inhaltliche Ausrich- tung, den Stil und das Perso- nal der Presse kaum beeinflus- sen kann.

Bei der Frage, wie Kontrolle er- möglicht werden könnte, die auch echte Konsequenzen be- inhalten muß, zeigt Thomas Meyer keinen großen Einfalls- reichum. Er schlägt eine öf- fentliche Fachtagung über die- ses Problem vor und wünscht sich eine »Stärkung der journa- listischen Selbstbeobachtung« – als ob Journalisten sich nicht bereits viel zu viel mit ihrem ei- genen Bauchnabel beschäftigen würden.

Felix Menzel

Ewiges Sein?

Eric Voegelin: *Was ist Ge- schichte?*, Berlin: Matthes & Seitz 2015. 172 S., 15 €

»Die Ordnung der Geschichte enthüllt sich in der Geschichte der Ordnung.« Am Leitfaden dieses Gedankens läßt sich die Geschichtsphilosophie des politischen Denkers Eric Voegelin entfalten, der in einem weitgespannten Œuvre (*Or- der and History*) den Versuch unternahm, die menschlichen Einsichten in die Ordnung des

Seins einzufangen. Dabei unterzog er allerdings sein eigenes Projekt laufend einer kritischen Prüfung, weil sich die ursprünglichen Annahmen über einen linearen Geschichtsverlauf, unter anderem auch durch Jaspers' Entdeckung der Achsenzeit, nicht als ganz tragfähig erwiesen. In diesem Band werden nun zwei Texte, der titelgebende Essay sowie ein weiterer, bereits mehrfach publizierter Essay »Ewiges Sein in der Zeit«, abgedruckt, die Voegelins geschichtsphilosophischen Denkweg Anfang der 1960er Jahre dokumentieren. Da dieser Denkweg außerordentlich voraussetzungsreich ist, sind die entsprechenden Hinweise des Herausgebers Peter Opitz unverzichtbar. Ausgehend von sophistischen Argumentationsmustern räumt Voegelin durch eine negative Antwort drei generelle Fragen beiseite: 1. Gibt es Geschichte als Objekt? 2. Ist die Geschichte erkennbar? 3. Gibt es objektive Maßstäbe der Sinndeutung von Geschichte? Erst dann wendet er sich dem zu, was man als *Common-sense*-Erfahrung des geschichtlichen Lebens bezeichnen kann, die ihren Niederschlag in der Alltagssprache gefunden hat. Aus dem Beteiligtsein an Geschehnissen, die als erinnenswert erfahren werden, wird der Mensch in die Suche nach dem Sinn jenes Geschehens entlassen. Voegelin kommt kulturvergleichend (Hellas, Israel, China) zu der These, die Geschichtsschreibung entstehe durch die Verwicklung des Menschen in das »imperiale Ereignis«, das heißt die Zerstörung einer alten Ordnung durch imperiale Expansion. Voegelins vorläufige Bestimmung lautet, Geschichte werde im Gefolge einer Erschütterung der Ordnung entdeckt. Dies geschehe aber nur, wenn es Menschen gibt, die solche Veränderungen als historisch und als aufzeichnenswert er-



kennen – was zum Beispiel in Indien nicht der Fall gewesen sei. Als Voraussetzung dafür, den Verfall einer Ordnung diagnostizieren zu können, bedarf es schon einer Ordnungsvorstellung, etwa wie bei Platon, die nicht ohne Transzenderfahrung auskommt. Im geschichtlichen Ereignis der Philosophie vor allem Platons erfahre sich der Mensch mit seiner Seele als Wesen in einem »Zwischen« von Immanenz und Transzendenz, in einer von ewigem Sein geprägten »fließenden Präsenz«.

Voegelins Essays zeigen einen Denker, der erstens keine Scheu vor der klassischen Metaphysik hat, zweitens geschichtsphilosophisch eine globale Perspektive entfaltet und drittens unbefangene jene Transzenderfahrungen in den Blick nimmt, die es überhaupt möglich machen, Geschichte und Philosophie in ihren wechselseitigen Bezügen zu denken. Hinter dem schlichten *Was-ist*-Titel verbirgt sich also anspruchsvolle Philosophie, keine didaktisch elementarisierte Einführung in den Geschichtsbegriff für das geistig abgespeckte Geschichtsstudium unserer Tage.

Julius Möllenbach

Kein Renegat

Rainer Hank: *Links, wo das Herz schlägt. Inventur einer politischen Idee*, München: Knaus 2015. 256 S., 19,99 €

Es gibt politische, ideologische und religiöse Konversionen, die im Wortsinne vollständige Übertritte von einer Weltanschauung in eine andere, stark entgegengesetzte sind. Hans-Dietrich Sander, Günter Maschke oder Reinhold Oberlercher sind drei Beispiele für den fundamentalen politischen Seitenwechsel von links nach rechts. Es gibt aber auch Konversionen, die keine sind, sondern allenfalls Flügelwechsel

innerhalb desselben Rahmens. Jan Fleischhauer (*Unter Linien*, Hamburg 2009) ist das Paradebeispiel für eine solche Scheinkonversion zur besseren Eigenvermarktung. Leider ist Rainer Hank ein weiteres, nur, daß der Leiter der Wirtschaftsredaktion der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* noch nicht einmal »aus Versehen konservativ wurde« (wie Fleischhauer), sondern lediglich »liberal«. Es ist nett zu lesen, wie Hank die Siebziger Revue passieren läßt, und die Beschreibung der damaligen linksradikalen Szene mit all ihren Marotten mag zutreffend sein.

Die von ihm konstatierte *longue durée* linksalternativer Lebensführung betrifft in wesentlichen Punkten aber auch den zum Marktgläubigen Gewordenen, denn er übersieht – bei Überbetonung der Unterschiede – die essentiellen Gemeinsamkeiten der postmodernen emanzipatorischen Linken mit ihrem liberalen Bruder; es bleibt letztendlich eben doch alles im Rahmen des derzeitigen gesellschaftlichen Grundkonsenses, im Arrivierten, Bequemen. Aus dieser prinzipiellen Verwandtschaft heraus ergibt sich auch das heute so unkomplizierte Oszillieren zwischen links und liberal. Und so ist das, was wie ein Konversionsbuch beworben wird, lediglich der persönliche Bericht einer ökonomischen Akzentverschiebung samt Preisgabe gefühlslinker Naivität. Dem Anspruch, die »Inventur einer politischen Idee« vorzunehmen, wird Hank damit nicht gerecht. Wer sich unbedingt mit einer genuinen (und apodiktischen) Linken beschäftigen möchte, wird für eine Bestandsaufnahme ihrer aktuellen Zustände nicht an Organen wie der Tageszeitung *junge Welt* und Verlagen wie Promedia (Wien), PapyRossa (Köln) oder Laika (Hamburg) vorbeikommen. Rainer Hanks mit persönlichen Erinnerungen ummantelte Eloge des freien Marktes kann man hingegen getrost links liegen lassen.

Benedikt Kaiser

Abendländisches Dilemma

Michael Ley: *Der Selbstmord des Abendlandes. Die Islamisierung Europas*, Osnabrück: Hintergrund 2015. 254 S., 18,90 €

Unter den liberalen Islamkritikern ist der 1955 geborene Politikwissenschaftler Michael Ley eine der scharfsinnigsten Federn. Seine jüngste Streitschrift schließt nahtlos an seinen düsteren Zukunftsausblick *Die kommende Revolte* (2012) an. Im Gegensatz zu vielen Liberalen hat Ley seinen Böckenförde gelesen: »Der freiheitliche, säkulare Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann« – und die er aufs Spiel setzt, wenn er Bevölkerungsgruppen aufnimmt, deren kulturelle Prägungen diesen Voraussetzungen schroff gegenüberstehen. Der Islam sei essentiell eine »politische Religion«, die antreten wird, um die Früchte der abendländischen Regression zu ernten. Der Gefahr des »Zivilisations-Crash« setzt Ley die »Rückbesinnung auf die Grundlagen der europäischen Kulturen« entgegen: der »nationalen, ethnischen, religiösen und kulturellen Vielfalt und den europäischen Werten des Humanismus und der Aufklärung.« Europa bleibe die Wahl zwischen einer »Reconquista« seiner Zivilisation oder eben seinem »Selbstmord«. Demgegenüber sägen insbesondere linke Intellektuelle im Namen des Götzen »Diversität« an den Fundamenten der europäischen Identität und verklären das »Fremde«, auf mitunter bizarre Weise: »Die ausschließliche Selbstkritik und die zwanghafte Xenophilie sind Ausdruck einer schweren kollektiven Neurose und zeugen von einer nicht mehr zu überbietenden politischen Narretei.« Ley hofft, dem Islam mittels Religionskritik die Zähne ziehen zu können. Dabei beruft er sich auf eine Richtung der Islamwissenschaft, die heute etwa



von Karl-Heinz Ohlig vertreten wird: demnach hätte ein Prophet Mohammed nie gelebt und wäre der Koran wesentlich auf syrisch-aramäische, christliche Quellen zurückzuführen. Offen bleibt, was die islamische Welt von einer solchen Dekonstruktion ihrer Kraft- und Identitätsquellen für einen Gewinn hätte, vor allem angesichts der fatalen Folgen, die der »Tod Gottes« für die europäische Zivilisation hatte. Wenn der Agnostiker Ley »die Herausbildung einer selbstbewußten europäischen Zivilreligion, einer wehrhaften Bürgerreligion auf der Grundlage der Menschenrechte« als ideales

Modell preist, muß gefragt werden, ob hier nicht mit historisch überholten Posten gerechnet wird, deren »Mystik« – frei nach Péguy – schon lange verpufft ist, und die sich immerhin angesichts eines Glaubens, der imstande ist, Märtyrer hervorzubringen, behaupten müßten. Das bestehende Dilemma des Abendlandes hat Yeats 1919 in seinem apokalyptischen Gedicht »The Second Coming« gültig formuliert: »The best lack all conviction, while the worst / Are full of passionate intensity.«

Martin Lichtmesz

Katholischer Streiter in stürmischer Zeit

Mathias von Gersdorff: *Begegnung mit Plinio Corrêa de Oliveira. Katholischer Streiter in stürmischer Zeit*, Aachen: Patrimonium 2015. 154 S., 14,80 €

Der 1995 verstorbene katholische Publizist Plinio Corrêa de Oliveira ist in Deutschland unbekannt, in seinem Heimatland Brasilien jedoch insofern noch immer von Bedeutung, als sein geistiges Erbe einen Sitz hat: 1960 gründete er die »Brasilianische Gesellschaft zum Schutz von Tradition, Familie und Privateigentum«, die bis heute besteht. Sie entstand

aus den Erfahrungen, die Corrêa de Oliveira im Kampf um einen traditionellen Katholizismus gesammelt hatte. Schon als Student gründete er die »Katholische Studentenaktion«. Kraftvoll wendet er sich in der ersten Ausgabe seines Mitteilungsblattes an die Leser und bezeichnete jeden Katholiken als einen Kämpfer gegen die Auflösungstendenzen der Moderne. 1933 wurde Corrêa de Oliveira zum Abgeordneten für die »Verfassungsgebende Versammlung« gewählt, später übernahm er das Amt des Präsidenten der »Katholischen Aktion« und mußte feststellen, daß durch sie »progressivistische Ideen aus Europa in das brasilianische Kirchenleben« eindringen, die die Entstehung der Befreiungstheologie mit ihrer offenen Sympathie für den Marxismus begünstigen sollten. So verfaßte er 1943 ein Buch *Zur Verteidigung der katholischen Aktion*. Fortan galt er als »umstrittenen«, verlor alle Ämter sowie die Grundlage seiner wirtschaftlichen Existenz als Anwalt der Kurie des Erzbistums São Paulo. 1951 gründete er die Zeitschrift *Catholicismo* – eine erneute Gelegenheit, zu aktuellen Geschehnissen Stellung zu beziehen. Sein bekanntestes Werk heißt *Revolution und Gegenrevolution* (1959), ein philosophischer Essay, der die Geschichte der Christenheit seit dem Ende des Mittelalters analysiert. Die Revolution sei universell und bestehe aus historischen Etappen: Renaissance, Protestantismus, Französische Revolution, Kommunismus. Die moderne Welt, die die Revolution anstrebe, sei eine Utopie der völligen Gleichheit. Demgegenüber wolle die Gegenrevolution, auf die der Titel seines Buches anspielt, »die Wiedererrichtung dessen, was die Revolution zur Gänze zerstören will«, die Restauration der Ordnung Christi. Von Gersdorff hat ein sprachlich stellenweise holperndes, aber kompaktes und motivierendes Buch über einen fast vergessenen Streiter für die Tradition vorgelegt.

Martin Bürger

Tonaufnahmen Diwald und Mohler

Im Rahmen seines Zeitreisen-Tonarchivs hat der in Bochum ansässige ZeitReisen-Verlag aktuell zwei Tonaufnahmen aus den frühen neunziger Jahren ediert: Zum einen Hellmut Diwalds Vortrag *Politischer Wille gegen politische Wahrheit*, zum anderen Armin Mohlers *Liberalenbeschimpfung*. Beide Redner sind im Originalton zu hören. Während Mohlers Beitrag (unter dem Titel *Gegen die Liberalen* 2010 mit einem Nachwort von Martin Lichtmesz bei Antaios neu aufgelegt) ein eher polemischer Mobilisierungstext ist, geht der große Diwald konkreter ins Eingemachte, um die politisch motivierte Umwertung des offiziellen Geschichtsbildes darzustellen und zu entlarven – ein echter Grundlagen-



vortrag. Jede der beiden schön gestalteten CDs kostet 9,90 €, zu bestellen unter info@zeitreisen-verlag.de, Tel. 02327/71559.

Die Mark Brandenburg

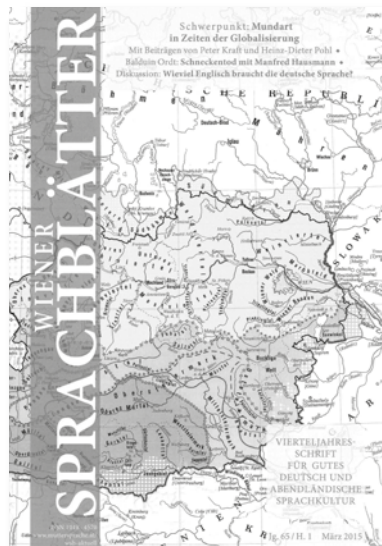
Nicht nur ein ästhetischer Glücksgriff ist die regionale Vierteljahresschrift *Die Mark Brandenburg*. Seit 1991 erscheint das magazinartige, vierzigseitige Heft, das sich an Leser richtet, die sich für »die Mark« und ihre Geschichte interessieren. Thematischer Schwerpunkt der aktuellen Ausgabe sind die märkischen Bismarcktürme, unter den Autoren finden sich Jan von Flocken und Benjamin Hasselhorn. Edgar Meyer-Karutz widmet sich den Unterschieden des »Bismarckumgangs« in Ost- und Westdeutschland. Während man in der DDR – jedenfalls bis in die achtziger Jahre) alle Spuren des Reichskanzlers zu tilgen suchte, sein Geburtshaus sprengte, die Denkmäler abräumte oder umwidmete, herrschte im Westen eher eine (zwar negativ konnotierte) Gleichgültigkeit. Die Bismarckverehrung, die sich auch in der Errichtung von insgesamt 240 Türmen ausdrückte (174 stehen aktuell noch), war dabei keine staatlich gelenkte oder geförderte Angelegenheit, sondern entsprang dem Bürgertum selbst und hatte – durch die Konflikte zwischen Wilhelm II. und Bismarck – sogar eine gewisse oppositionelle Note. Ein weiterer Aufsatz aus Meyer-Karutz' Feder

widmet sich den beiden Berliner Bismarckwarten – ein Photo zeigt die bemoosten Grundsteine der 1945 zerstörten Bismarckwarte in den Müggelbergen. Heft 98, das im September 2015 erscheinen wird, ist dem Thema »Lebensreform in der Mark« gewidmet.

Jahresabo zu 22 €. Kontakt: 030/64328776; www-die-mark-brandenburg.de.

Wiener Sprachblätter

Christoph Fackelmann, Schriftleiter der *Wiener Sprachblätter*, verweist im Editorial seiner Vierteljahresschrift auf heute gängige »Saatgutdatenbanken«. Das passe in eine Zeit, in der die Nutzpflanzenzucht vornehmlich industriell ausgerichtet sei. Fackelmann sorgt sich in Analogie um die Pflege der Landschafts- und Ortsmundarten, die in Zeiten der Globalisierung ebenfalls vom Aussterben bedroht seien. Heute sei eine »gleichmacherische Sprachindustrie am Werk, als deren Ergebnis der Bergdoktor und seine Tiroler Hochgebirgsgemeinde wie die Moderatoren der ARD-Tagesschau klingen.« Der Hauptartikel der aktuellen Ausgabe widmet sich der Gegenwart des Dialekts im gesprochenen und gedruckten Wort. Für Autor Peter Kraft ist (nach Adelbert von Chamisso) der »schattenlose Mensch« derjenige ohne Mundart, der nur



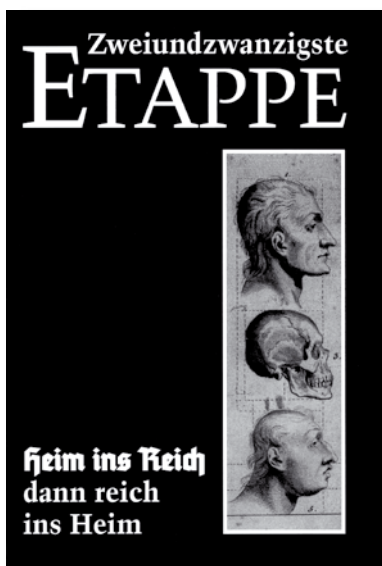
im Kunstgehäuse der Mundart zu leben vorgibt und eigentlich wesenlos bleibt. Des weiteren: Die Vorstellung der Neuausgabe des Kärtnerischen Idiotikons – Mote stand dort im frühen 19. Jahrhundert für Montag, Pfinxte für Donnerstag. Eine Fochanze war ein länglicher Brotlaib. Und Sex? Stand für – Seele.

Das Einzelheft (24 S.) kostet 8 Euro, Kontakt: Verein Muttersprache/Dieter Schöfnagel, Arbeiterstrandbadstraße 112, A-1210 Wien; www.muttersprache.at.

Neues aus der Etappe

Jede neue Nummer der seit 1988 erscheinenden Zeitschrift *Etappe* wird in rechtsintellektuellen Kreisen mit kräftigen »Holla!Heda!«-Rufen gefeiert. Das hat seine Gründe in dem einerseits strikt einordnenden, andererseits wild assoziierenden Duktus der versammelten Beiträge. Nun liegt die 22. Folge des anarchischen Periodikums hierarchischen Denkens vor, wobei »Periodikum« abermals in die Irre führt: »Wer was will gelten, der komme selten«, bemüht man hier ein Wort des weisen Konfuzius, demzufolge »das Zirkular drakonischen Denkens in zwangloser Folge« erscheint – also auch mal jahrelang gar nicht.

Keinesfalls – fast wäre dies ein Ausschlußkriterium – geht es in den Beiträgen dieser kreglen Reaktionäre um vorderhand politische Ak-



tualitäten wie Grexit, Asyldebatte, Klimapapst. Verhandelt wird das Randständige, Extraordinaire, etwa unter der Überschrift »German-Call« die Tatsache, daß der »literarische Output der katholischen Scholastik zwischen 1600 und 1700 [!]«, der neuerdings unter Google Books zu finden ist, alles Dagewesene sprengt. Da alle heute zeitgenössischen Lexika und Wörterbücher zur Philosophie 90 bis 97 Prozent dieser einstmals notorischen Denker (»Hurtado, Ariaga, Poinso« uvm.) nicht aufführen, werde Google Books nun in den philosophischen Seminaren »doch für etwas frischen Wind sorgen«. Es sei! Vom selben Autor, Sven K. Knebel, stammt ein weiterer, ähnlich betörend irrlichternder Artikel (»Ein mythenkritischer Einwurf«), der die Rechte davor warnt, »aus liberalen, kulturprotestantischen Klischees zu schmarotzen«. Dem Autor geht es darum, die geschlechtlichen Symmetriannahmen des christlichen Naturrechts sowie die neueren Asymmetriannahmen zugunsten des weiblichen Geschlechts als »aufschlußreich« für die okzidentale Kultur zu halten: Interessant sei hingegen »die Türkin von nebenan. Unter welchen Bedingungen wird sie unserer Gesellschaft die Wohltaten erweisen, die zu erweisen in ihrer Natur liegt?«

Lesenswert (unter vielem anderen) außerdem: Thomas Kuzias zum überdauernden Sexappeal des »Cultural Marxism«, Axel Matthes über Eric Satie, ein Interview mit Panajotis Kondylis. Und natürlich die »Cultur-Curiosa«, die an dieser Stelle wenigstens in Minimalauszügen wiedergegeben werden sollen: Leibniz: »Deutschland: Ungarn, willst Du türkisch werden? / Ungarn: Ungern, doch ich muß ins Joch.« Alfred Kerr(!) (1914): Ist Dein Land, Immanuel Kant/ Von den Skythen überrannt?/ Mit Gestank und mit Gelärme/Stapfen stumpfe Step-penschwärme./Hunde drangen in das Haus – / Peitscht sie raus!«, ferner J.R. Bechers Rührgedicht »An Stalin«.

Neuerdings – wie einstmal – wird die *Etappe* nicht mehr von Günter Maschke mitherausgegeben, sondern allein von Heinz-Theo Homann verantwortet.

Das Einzelheft (185 S.) kostet 12 €; Kontakt: *ETAPPE*, Zeitschrift für Politik, Kultur und Wissenschaft, PF 210123, 53156 Bonn; www.etappe.org.

Neue Ordnung

Vortreffliche Artikel hat es in der aktuellen Ausgabe der in Graz erscheinenden *Neuen Ordnung*: Mario Kandil stellt anhand zahlreicher Einzelbelege dar, inwiefern Presse und Einzelpersonen 1815 ihre Einstellung zu Napoleon teils schleichend, teils schlagartig änderten – binnen kurzem wurden aus erklärten Gegnern des politisch totgeglaubten Korsen eifrige Unterstützer und Parteigänger – »Lügenpresse« und Opportunismus erscheint rückblickend als eine Art menschlicher Konstante. Benedikt Kaiser legt in seinem Artikel dar, wieso die Rede vom »Islamofaschismus« mit einem völlig falschen Etikett hantiere. Faschismus und Islamismus wiesen mitnichten historische, ideologische oder strukturelle Parallelen auf. Angelika Willig widmet sich der für 2016 geplanten kommentierten Neuauflage von Hitlers *Mein Kampf*, ein Werk, mit dem man dank des wissenschaftlichen Apparats dann nicht nur Fliegen, sondern kleine Säugetiere erschlagen wird können. 2000 Seiten soll das Teil umfassen. Willig schmunzelt über das Vorhaben der Herausgeber, »den Zünder rauszudrehen« und Hitler zu »umzingeln«: »Zumal es sich nicht um einen antiken Schriftsteller handelt, bei dem ein besonderer Erklärungsbedarf besteht.«

Schillernd im Rahmen dieses Hefts wirkt sowohl inhaltlich als auch stilistisch das sechseitige Portrait des einstigen Teufelsanbeters, bekennenden »Herrenmenschen« und heutigen Buddhisten Nikolas Schreck. Der »spirituell suchende« Neuberliner – aus den USA zugezogen – machte in den achtziger Jahren als Musiker, Filmmacher und Charles-Manson-Freund Furore. Heute versucht er durch Tantra ein erleuchtetes Wesen zu werden.

Das Vierteljahresheft *Neue Ordnung* (56 S.) kostet 35 € im Jahresbezug (Österreich 32 €), Kontakt: Hofgasse 5, A-8010 Graz; www.neue-ordnung.at.

»Die Antwort auf den Zivilisationscrash kann deshalb nur in der Rückbesinnung auf die Grundlagen der europäischen Kulturen liegen: der nationalen, ethnischen, religiösen und kulturellen Vielfalt und der europäischen Werte des Humanismus und der Aufklärung. Die Zukunft mag sehr düster erscheinen: Europa steht vor der Wahl zwischen einer Reconquista – einer Rückeroberung seiner Zivilisation – und seinem Selbstmord.«

Michael Ley, *Die Presse*, 19. Juni 2015